



Dialekt und Hochsprache in der deutschsprachigen Schweiz

Die vier Sprachen der Schweiz.....	7
Die sprachliche Situation in der Deutschschweiz	10
Zwei Formen der gleichen Sprache.....	10
Mischformen	14
Das Verhältnis des Deutschschweizers zur gesprochenen Hochsprache.....	16
Die Geltungsbereiche des Dialekts	22
Politische Institutionen	22
Radio und Fernsehen.....	23
Schule.....	26
Kirche, Militär und Justiz.....	28
Kurze Beschreibung des Schweizerdeutschen.....	30
Sprachliche Vielfalt	30
Idiotikon und Sprachatlas.....	33
Der sprachliche Abstand zwischen Dialekt und Hochsprache	34
Lautsystem.....	35
Flexion.....	37
Syntax	38
Wortschatz.....	39
Die schweizerhochdeutsche Schriftsprache	42
Dialekt und Hochsprache in der Vergangenheit.....	44
Schweizerdeutsche Literatur.....	48
Literaturverzeichnis.....	55

Die vier Sprachen der Schweiz

Die Schweiz ist ein viersprachiges Land: Deutsch ist die Sprache der Ost-, Zentral- und Nordwestschweiz, Französisch spricht man in der Westschweiz. Die Grenze zwischen deutsch- und französischsprachiger Schweiz verläuft etwa 30 Kilometer westlich von Bern von Norden nach Süden und teilt die Kantone Bern, Freiburg und Wallis in je einen deutschsprachigen und einen französischsprachigen Teil. Die beiden zweisprachigen Städte Biel/Bienne und Fribourg/Freiburg liegen auf der Sprachgrenze. Italienisch ist die Sprache des Kantons Tessin und dreier südlicher Täler des Kantons Graubünden, in welchem auch in verschiedenen Gebieten das Rätoromanische gesprochen wird. 1990 spricht eine Mehrheit von 63.7% der Wohnbevölkerung Deutsch, 19.2% sprechen Französisch, 7.6% Italienisch und 0.6% Rätoromanisch, 8.9% schließlich sprechen andere Sprachen.

Das Verhältnis zwischen den verschiedenen Sprachgruppen führte bisher nicht zu namhaften Konflikten, wenn es auch nicht immer frei von Spannungen ist. Die Sprachpolitik der Schweiz wird bestimmt durch das Prinzip der Sprachenfreiheit, welche den Individuen den Gebrauch der Muttersprache erlaubt, und dem Territorialitätsprinzip, welches besagt, daß der Kontakt zwischen Behörden und Privaten in der Sprache der Mehrheit des Gebietes zu erfolgen hat. In der Auslegung der beiden Prinzipien sind Kantone und Gemeinden durch die föderalistische Struktur der Schweiz weitgehend autonom, sie können ihre Sprachprobleme also selbst in die Hand nehmen, was zu regional verschiedenen Lösungsansätzen führt. In der Politik und Verwaltung auf Bundesebene sind die Sprachgruppen proportional vertreten. Trotzdem fühlt sich vor allem die Welschschweiz (französischsprachige Schweiz) von der politischen und wirtschaftlichen Übermacht der Deutschschweiz häufig übervorteilt. In der Folge flammt immer wieder die Diskussion darüber auf, ob der sogenannte Graben zwischen der Deutsch- und der Welschschweiz tiefer geworden sei. Die kulturel-

len Unterschiede zwischen den Sprachgruppen manifestieren sich aber nur selten in sprachlicher Hinsicht, sondern vielmehr bei außenpolitischen und ökologischen Themen.

Wenn trotz dieser relativ konfliktfreien Sprachsituation ein Sprachproblem thematisiert wird, so ist das neben der mangelnden Kenntnis der anderen Landessprachen meist die linguistische Situation der Deutschschweiz, wo nicht die deutsche Standardsprache, sondern die verschiedenen schweizerdeutschen Mundarten uneingeschränkt als gesprochene Umgangssprache dienen und eine hohe Wertschätzung genießen. Das wird vor allem von der französischsprachigen Bevölkerung kritisiert, die das Hochdeutsche als Fremdsprache lernt, diese in der Deutschschweiz aber nicht gebrauchen könne, da nur die Mundarten gesprochen werden, während die Standardsprache kaum verwendet werde.

Zwar ist auch die französische Umgangssprache der Westschweiz regional gefärbt, sie unterscheidet sich jedoch viel weniger stark als die deutschschweizerische von der überregional gültigen Hochsprache. Die ursprünglichen Dialekte der Westschweiz (patois) sind heute unbedeutend und fast verschwunden, weil sie gegenüber dem Schriftfranzösischen, das sich im Zusammenhang mit der Reformation in den Städten der Westschweiz durchsetzte, als sozial und kulturell minderwertig galten. Der Geltungsbereich der Tessiner Dialekte ist in soziologischem Sinn eingeschränkt: Sie werden lediglich im familiären Umgang gesprochen. Ein überregional gültiger lombardischer Dialekt wird für die Kommunikation in einer weiteren Umgebung gebraucht. Offizielle Schriftsprache ist das gleiche Italienisch, das auch in ganz Italien verwendet wird. Die Sprache der kleinsten Sprachgruppe, das Rätoromanische, ist nicht einheitlich, sondern zerfällt in fünf Dialekte. Eine gesamträtoromanische Standardsprache, das Rumantsch Grischun, gibt es erst seit 1982 und setzt sich gegen die regionalen Schriftsprachen erst langsam durch. Fast alle Rätoromanen, deren Sprache seit 1938 offiziell als Landessprache und seit 1996 wenigstens teilweise auch als Amtssprache anerkannt ist, sind zweisprachig, da der Geltungsbereich ihrer Muttersprache so gering ist, daß sie ohne Deutsch-

kenntnisse nicht auskommen. Vor diesem gesamtschweizerischen Hintergrund sind die folgenden Ausführungen zum Verhältnis zwischen den Deutschschweizer Mundarten und der Hochsprache zu sehen, als Teilaspekt einer vielfältigen sprachlichen Gesamtstruktur.

Die sprachliche Situation in der Deutschschweiz

Zwei Formen der gleichen Sprache

In der Deutschschweiz finden zwei Formen der deutschen Sprache Verwendung: die im ganzen deutschen Sprachraum anerkannte Hochsprache (Standardsprache, Einheitssprache) und die schweizerdeutsche Mundart, die sich in zahlreiche regional verschiedene Dialekte gliedert.

Die Hochsprache heißt in der Schweiz *Schriftdeutsch* oder *Hochdeutsch* und ist die Sprachform, in der vor allem geschrieben und gelesen wird. Ihr mündlicher Gebrauch beschränkt sich auf verhältnismäßig wenige Gelegenheiten in der Schule, den Massenmedien und der öffentlichen Rede.

Die Mundart, das sogenannte *Schwyzertütsch* (Schweizerdeutsch) ist die selbstverständliche Umgangssprache aller sozialen Schichten. Sie wird aber nur sehr selten geschrieben und wenn, dann meist von jüngeren Leuten in ihrer privaten Korrespondenz mit individueller Orthographie. Vereinzelt findet sich auch verschriftete Mundart in Inseraten, ja sogar in so formellen Texten wie Todesanzeigen. Eingeschränkt gegenüber der Hochsprache ist auch die Bedeutung der Mundart als Literatursprache: Fast alle deutschsprachigen Schweizer Autoren schrieben und schreiben Schriftdeutsch.

Wie uneingeschränkt andererseits die Rolle des Dialekts als Umgangssprache ist, geht auch daraus hervor, daß Ausländer, die sich in der Deutschschweiz einbürgern wollen, sich über Kenntnisse des Schweizerdeutschen ausweisen müssen. In den "Bestimmungen für die Aufnahme in das Bürgerrecht der Stadt Zürich" steht dazu unter Ziffer 7: "Von den Bewerbern um das städtische Bürgerrecht wird verlangt, daß sie einige schweizerische staatsbürgerliche Kenntnisse besitzen, Schweizerdeutsch verstehen und eine deutschschweizerische Mundart in angemessener Weise sprechen. Von letztgenannter Bedingung sind bei guter sonstiger Anpassung des

Bewerbers Ausnahmen zulässig." Die Beherrschung des Dialekts ist also weitgehend Voraussetzung für die rechtliche und vor allem für die soziale Integration eines Ausländers in der Deutschschweiz.

Die Sprachsituation der Deutschschweiz entspricht somit dem Muster der *Diglossie*: In einer Sprachgemeinschaft werden zwei Formen der gleichen Sprache verwendet, eine hochsprachliche und eine volkssprachliche, und jede Sprachform hat unterschiedliche Geltungsbereiche. Dabei sind die Sprachformen immer deutlich voneinander unterschieden, Misch- und Übergangsformen gibt es kaum. Deutschschweizern ist immer bewußt, welche Sprachform sie verwenden. Wenn sie in bestimmten Situationen zur Hochsprache wechseln (wechseln müssen), so wird das auch meist thematisiert. Ein allmähliches Hinübergleiten vom Dialekt in die Hochsprache gibt es nicht.

Die Diglossie macht die Deutschschweiz zu einem Sonderfall im deutschen Sprachraum. Nichtschweizer machen sich oft falsche Vorstellungen von der Aufgabenverteilung zwischen Dialekt und Hochsprache in der Schweiz. So ist das bekannte Streitgespräch zwischen alt Bundesrat Furgler und dem Schriftsteller Max Frisch über die Funktion der Literatur in der Gesellschaft nicht etwa in der Hochsprache, sondern im Dialekt geführt worden. Diskussionen an Radio und Fernsehen mit Führungskräften aus Politik und Wirtschaft werden ebensooft in Mundart wie in der Standardsprache geführt. Fast jeder Schweizer könnte eine Geschichte zu diesem Thema beisteuern; etwa die vom deutschen Touristen, der zum ersten Mal in die Schweiz einreist und im Autoradio die Nachrichtensendung hört. Er ist überrascht, wie gut er Schweizerdeutsch versteht, und merkt erst beim ersten Kontakt mit dem Dialekt, daß er nichts versteht und die schweizerisch gefärbte Aussprache des Hochdeutschen in den Radionachrichten für Mundart gehalten hat. Welche sprachlichen Verhältnisse in Deutschland haben ihn zu seinem Fehlschluß verleitet?

Im Unterschied zur Schweizer Diglossiesituation gibt es in Deutschland und in Österreich ein Kontinuum zwischen der Hochsprache und dem Dialekt: Je nach Situation wird eine mehr oder

weniger stark regional gefärbte Umgangssprache verwendet. Mit den Nachbarn spricht man eher mundartnah, mit dem Lehrer standardnah, und mit der Hochschulprofessorin aus einer andern Gegend bemüht man sich um die Hochsprache. In den größeren Städten spricht die soziale Oberschicht eine Umgangssprache, die der Hochsprache sehr viel näher steht als den regionalen Dialekten. Wer Dialekt spricht, gibt sich in weiten Teilen Deutschlands als Angehöriger einer niederen Sozialschicht zu erkennen. Hochdeutsche Umgangssprache, die nur leicht regional gefärbt ist, und Dialekt stehen als alternative Umgangssprachformen in Konkurrenz zueinander, und diese Konkurrenzsituation hat den Dialekt als die Sprachform mit dem geringeren Sozialprestige fast zum Verschwinden gebracht. Demgegenüber ist die Stellung des Dialekts als Umgangssprache aller sozialen Schichten in der deutschsprachigen Schweiz in keiner Art und Weise gefährdet, im Gegenteil: Der Dialekt hat seinen Geltungsbereich im 20. Jahrhundert auf Kosten der gesprochenen Hochsprache sogar ausgedehnt, und er dehnt ihn immer noch aus. Daß in der Deutschschweiz der Professor und die ungelernete Arbeiterin, der Bauer und die Pfarrerin in der gleichen Sprache miteinander sprechen, ist für das Selbstverständnis der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer sehr wichtig. Die Verwendung der gleichen Sprachform gilt als Ausdruck einer demokratischen Tradition, welche die Schweiz von Ländern wie zum Beispiel Deutschland oder England unterscheidet, wo sich als Folge einer stärkeren Ausprägung der feudalen Gesellschaftsordnung in der Vergangenheit die sozialen Schichten heute noch durch ihre Sprache voneinander unterscheiden.

Soziolinguistische Forschungen der letzten Jahre zeigen jedoch, daß auch in der Schweiz schichtspezifische Unterschiede bestehen. Im Unterschied zu Deutschland und Österreich ist die Wahl der Sprachform aber nicht mit Sozialprestige verbunden. Es ist sogar so, daß man in der Schweiz nur selten zwischen Mundart und Standardsprache wählen kann. Außer in einigen wenigen Situationen wird von allen erwartet, daß sie Dialekt sprechen. Innerhalb der Sprachform Dialekt spiegelt sich jedoch auch in der Schweiz

die soziale Schichtung der Gesellschaft. So haben sich vor allem in den westlichen Deutschschweizer Städten Dialektvarianten ausgebildet, welche den Oberschichtssprecher vom Unterschichtssprecher deutlich unterscheiden. Diese Unterschiede waren den Sprechern auch bewußt und wurden besonders von der Oberschicht auch gepflegt. Durch die größere soziale und auch regionale Mobilität sind diese Unterschiede jedoch heute weitgehend am Verschwinden. Interessant dabei ist, daß – nicht wie das in anderen Sprachgebieten belegt ist – Elemente der Oberschichtssprache in die Unterschichtssprache aufgenommen werden, sondern daß die Sprecher der Oberschicht ihre sprachlichen Besonderheiten zugunsten der Unterschichtssprache aufgeben.

Als Beispiel für sozial bedingte Varianten innerhalb eines Dialektes soll hier die sogenannte *Vokalisierung des L* etwas genauer dargestellt werden. Darunter versteht man die Aussprache des L als U in Wörtern wie *Wald, kalt, Vogel, Keller*, die also lauten: *Waud, chaut, Vogu, Chäuuur*. Dieses Phänomen gilt in weiten Teilen der westlichen Mundarten und ist mehrfach untersucht worden. In den Berner Landdialekten und in der Stadtberner Unterschichtssprache wurde das L vokalisiert. Die Oberschicht hielt an der L-Aussprache fest. Heute zeigt auch die jüngere Generation der Oberschicht die U-Aussprache. Die häufigere Variante hat sich also auch in der Oberschicht durchgesetzt. Eine Untersuchung aus dem Luzerner Hinterland, wo die Aussprache von L und U auch nebeneinander stehen, hat gezeigt, daß die Verwendung der einen oder anderen Variante dabei nicht nur vom sozialen Status, sondern auch von der Situation abhängig ist. So wird in öffentlichen Situationen eher L gesprochen, während im privaten Gespräch eher die U-Aussprache vorherrscht. Trotzdem zeigen sich auch hier sozial bedingte Unterschiede: Zwar finden sich bei Vertretern aller Schichten sowohl U- als auch L-Varianten, aber die besser Gebildeten (in der dörflichen Struktur muß das nicht unbedingt die Oberschicht sein) variieren ihre Aussprache je nach Situation, während weniger Gebildete eher in allen Situationen dieselbe Sprache verwenden.

Mit diesen Ergebnissen aus dem lautlichen Bereich stimmen die vereinzelt Untersuchungen zur Formenlehre weitgehend überein. Es ist also nicht so, daß die Oberschicht eine Variante verwendet, während die Unterschicht eine andere gebraucht, vielmehr zeigt sich in der Oberschichtssprache eine größere Verschiedenheit, während Unterschichtssprecher immer dieselbe Sprache gebrauchen.

Der Zusammenhang zwischen sozialer Schicht und Satzbau bzw. Wortschatz ist bisher noch kaum untersucht worden, obgleich hier die größten Differenzen zu erwarten sind. Aufgrund der höheren Bildung wird auch da bei der Oberschicht mit einer größeren Variation im größeren Wortschatz und einer differenzierteren Syntax gerechnet als bei der Unterschicht. Empirisch auch nicht belegt, aber immer wieder behauptet ist die Aussage, daß die Mundart von Sprechern aus den höheren Sozialschichten einem stärkeren Einfluß durch die Schriftsprache unterliegt, da diese Sprecher in ihrer längeren Schulzeit mit der Hochsprache vertrauter gemacht werden als die Absolventen der Pflichtschulen. Wortschatz und Satzbau dieser Oberschichtsmundart sind also aller Wahrscheinlichkeit nach stärker den schriftsprachlichen Formen angenähert. Freilich steht diesen Annahmen die Beobachtung gegenüber, daß gerade gebildete Sprecher oft eine bewußt von der Hochsprache abgesetzte Mundart sprechen, weil sie über ein ausgeprägteres Sprachbewußtsein verfügen, das sich gegen eine Vermischung der beiden Sprachformen wehrt.

Mischformen

Mischformen zwischen Dialekt und Hochsprache wirken heute meist lächerlich und sind deshalb verpönt. Es ist weder erlaubt, in Schulaufsätzen Dialektwörter zu verwenden, noch wird es geschätzt, wenn jemand seine Äußerungen mit hochsprachlichen Ausdrücken durchsetzt. Das war nicht immer so: Bis ins 18. Jahrhundert sind Mischformen bezeugt, die beweisen, daß es anstelle der heute ausgeprägten Polarität der beiden Sprachformen früher ein Konti-

num zwischen Dialekt und Hochsprache gab, das nicht geringgeschätzt wurde.

Der Kuriosität halber sei hier auf zwei Mischformen hingewiesen, die heute noch vorkommen und von Satirikern und Kabarettisten gerne aufgegriffen werden. Im sogenannten *Großrats- oder Bundeshausjuristendeutsch* bedient sich der Sprecher im Prinzip des Dialekts, spricht aber alle politischen und verwaltungstechnischen Begriffe und alles, was er besonders betonen möchte, im hochdeutschen Lautstand, aber mit betont schweizerischer Färbung aus:

De Bundesrat het geschter in seyner Sitzung beschlosse,

De Bundesrat het geschter i synere Sitzig bschlosse,

Der Bundesrat hat gestern in seiner Sitzung beschlossen,

vo de Ergäbnis vo dere Vernäämlassung

vo de Ergäbnis vo dere Vernäämlässig

von den Ergebnissen dieser Vernehmlassung

in zustimmendem Sinn Kenntnis z nää.

i zuestimmendem Sinn Kenntnis z nää.

in zustimmendem Sinn Kenntnis zu nehmen.

Der Vergleich zwischen der darunter abgedruckten Dialektfassung dieses erfundenen Beispiels, über die sich Mundartfreunde immer noch entsetzen dürften, und der hochsprachlichen in der dritten Zeile zeigt das Ausmaß der Sprachvermischung. Häufig liegt der Grund für das Großratsdeutsch darin, daß der Sprecher von einer schriftsprachlichen Vorlage ausgeht. Und auf diese Weise ist auch das zweite, diesmal authentische Beispiel zustande gekommen. Ein Regierungsrat gibt in einer Parlamentssitzung eine Stellungnahme der Regierung bekannt:

Di Mozioon vom Herr Groosraat Mischler betrifft der

Die Motion des Herrn Großrat Mischler betrifft den

soziale Wohnungsbau, und Sie haben (Ihr habt) aus seinen Ausführungen

use gehört, dass är nicht grundsätzlich nöji Maassnahme
herausgehört, daß er nicht grundsätzlich neue Maßnahmen

voorschloot, und i möcht mer deshalb gestatte, dass i hie
vorschlägt, und ich möchte mir deshalb gestatten, hier

churz uf die Fraage werden yträte.
kurz auf diese Fragen einzutreten.

Der Sprecher folgt seiner schriftsprachlichen Vorlage in der Wortwahl, in der Formenbildung und in der Satzstruktur, er lautet sein Manuskript lediglich mundartlich um.

Um solche Mischformen, die als häßlich und lächerlich empfunden werden, zu vermeiden, haben berufsmäßige Sprecher wie etwa die Moderatoren von Radio- und Fernsehsendungen die Anweisung, ihre schriftlichen Unterlagen im Dialekt abzufassen (womit übrigens eine weitere Verwendung der Mundart als Schriftsprache Erwähnung findet).

Das Verhältnis des Deutschschweizers zur gesprochenen Hochsprache

Wer mit Deutschschweizern ins Gespräch kommt, merkt sehr bald, daß diese nicht gerne Hochdeutsch sprechen. Falls es möglich ist, wird Dialekt gesprochen. Wenn sich ein Schweizer im Gespräch mit Deutschen um die Standardsprache bemüht, so wechselt auch dieser sehr oft in die Mundart, sobald andere Dialektsprecher zur Runde stoßen. Mit Anderssprachigen ziehen es viele Schweizer sogar vor, französisch oder englisch zu radebrechen. So mußte eine Großbank ihre Angestellten anweisen, mit ihren welschen Kollegen, die in der Deutschschweiz Deutsch lernen wollten, Schriftdeutsch und nicht Französisch zu sprechen. Diese Abneigung gegen-

über der Verwendung der Standardsprache beschränkt sich nicht nur auf die einfache Bevölkerung, sondern ist bis in höchste Bildungsschichten zu finden. Für die negative Einstellung gegenüber der gesprochenen Hochsprache werden im wesentlichen zwei Gründe angeführt:

Zum einen ist die Hochsprache die Sprache des leistungsorientierten schulischen Unterrichts. Die neuere Forschung zum Standardspracherwerb in der deutschsprachigen Schweiz hat gezeigt, daß die Schule einen wesentlichen Teil zur negativen Einstellung zum Hochdeutschen beiträgt: Während Kinder im Vorschulalter beim Spielen gerne hochdeutsch sprechen, und zwar mit bundesdeutscher Lautung, die sie meist vom Fernsehen übernehmen, so ändern sie ihre bis dahin positive Einstellung während der ersten beiden Schuljahre. Die Standardsprache wird dann aufgefaßt als Schulsprache, als die Sprache, in der Lerninhalte vermittelt werden, in der Fehler gemacht werden, in der geprüft wird, in der getadelt wird. Im Gegenzug erscheint der Dialekt als Sprache der Freizeit, der Gefühle, als nicht normierte Sprache. Eine positive Bewertung der Mundart und eine negative Haltung gegenüber der gesprochenen Standardsprache ist die fatale Folge und wird auch nach der Schulzeit kaum geändert.

Andererseits ist die Hochsprache für viele Schweizer auch die Sprache der Deutschen, denen im allgemeinen nicht besonders viel Sympathie entgegengebracht wird. Aussagen über die Bilder und Vorurteile, die sich ein Volk über ein anderes macht, sind gefährlich. Zwar sind sie unbestreitbar vorhanden und wirksam, werden aber nicht von allen geteilt, und längst nicht alle gestehen sie sich ein. Mit diesem Vorbehalt sollen hier einige dieser Stereotype angeführt werden: Für die ältere Generation wirkte die Zeit des Nationalsozialismus prägend auf die Einstellung gegenüber den Deutschen. So massiv wurde die Abwehrhaltung, die sogenannte "geistige Landesverteidigung", gegenüber dem deutschen Faschismus aufgebaut, daß sie immer noch, über fünfzig Jahre nach Kriegsende, nachhallt. Heute weckt die politische und wirtschaftliche Größe Deutschlands teilweise Unbehagen in der dagegen kleinen

Schweiz. Zudem ist Deutschland eine treibende Kraft innerhalb der EU, der die Mehrheit der Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer immer noch ablehnend gegenübersteht. Abgesehen vom Politischen bestimmen die deutschen Urlauber das Bild, das sich viele Schweizer von den Deutschen machen. Dabei ist es wiederum vor allem die große Zahl welche Unmut und Ärger auslöst. Alles in allem handelt es sich bei solchen Animositäten um ein schwer zu entwirrendes Bündel von Ängsten, Antipathien und Vorurteilen gegenüber den Menschen aus dem "großen Kanton", wie Deutschland manchmal verräterisch scherzhaft genannt wird. Was dem Schweizer an den Deutschen auffällt und ihn stört, zeigt er gerne in der Karikatur: In satirischer Absicht wird stets das Zackig-Preußische hervorgehoben. Damit nehmen die Deutschschweizer teil an einer Ablehnung, die auch innerhalb Deutschlands, vor allem in Bayern, anzutreffen ist, nur daß sie sich in der Schweiz undifferenziert gegen alle Deutschen richtet.

So wie die Deutschen wollen Schweizer jedenfalls nicht sprechen, sie können es auch nicht, und das hat Folgen für ihr Verhältnis zur Hochsprache. Die meisten Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer fühlen sich Deutschen gegenüber in mündlichen Kommunikationssituationen unterlegen. Kaum eine Fernsehdiskussion mit deutschen Gesprächsteilnehmern, kein Universitätsseminar mit deutschen Studierenden, in denen sich die Deutschschweizer nicht an die Wand geredet fühlen. Sie kommen sich sprachlich schwerfällig vor und vermissen an ihren eigenen Voten den Schliff und die rhetorische Brillanz, um die sie die Deutschen beneiden. Zur Argumentation, mit der man sich oft über seine vermeintliche sprachliche Unterlegenheit hinwegtröstet, greifen auch Politikerinnen und Politiker, wenn ihnen die Langeweile und sprachliche Dürre des eidgenössischen Parlaments im Vergleich zum rednerischen Glanz der Debatten im Deutschen Bundestag vorgehalten werden. Es sei nicht alles Gold, was glänze, heißt es dann etwa, und im schlichten und bedächtig vorgebrachten Wort der Schweizer sei oft mehr enthalten als in den eleganten Formulierungen der Deutschen. So suspekt ist vielen Schweizern sprachliche Gewandtheit, daß sie

die Deutschen des bloßen Wortgeklingels, der sprachlichen Schaumschlägerei bezichtigen.

Der Grund für die tatsächliche oder manchmal auch nur eingebildete sprachliche Unterlegenheit der Schweizer in hochsprachlichen Diskussionen mit Deutschen ist der, daß auch gebildete Deutschschweizer über die Hochsprache vor allem in ihrer schriftlichen oder stark formalen mündlichen Form verfügen, als Umgangssprache beherrschen sie sie nicht, weil ja ihre Umgangssprache der Dialekt ist. Kein Wunder also, daß sie sich in solchen Situationen langsam und un gelenk vorkommen: die hochdeutsche Umgangssprache ist für sie eine Sprachform, in der sie nur wenig Übung haben. Die dafür noch heute häufig gehörte Formulierung "Schriftdeutsch sprechen" zeigt, in welchem hohem Maß für die Deutschschweizer die Hochsprache nur eine Schriftsprache ist.

Ein weiterer Aspekt des Verhältnisses zur Hochsprache ist die Frage, wie das Hochdeutsche in der Schweiz ausgesprochen werden soll. Etwas steht fest: es darf nicht nach deutschem Deutsch klingen. Schon wenn Nachrichtensprecher Texte in reinem Bühnenhochdeutsch verlesen - dies ist einige Male vorgekommen -, gehen bei den zuständigen Institutionen zahlreiche Protestbriefe ein. Es gibt Politiker, die so sprechen, als ob sich in einer pointiert helvetischen Aussprache des Hochdeutschen eine besonders vaterländische Gesinnung ausdrücke. An den Schulen führen die Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer einen oft erfolglosen Kampf gegen allzu auffällige Schweizer Eigenheiten in der Aussprache ihrer Schüler. Der Schweizer, so wird diese Gewohnheit oft verteidigt, habe ein Recht darauf, das Hochdeutsche auf seine Art auszusprechen; es sei eine Zumutung, von ihm zu erwarten, daß er für die Aussprache des Hochdeutschen den Mund ebenso verstellen müsse wie bei Fremdsprachen.

Für Linguisten, die auf ein ästhetisches Werturteil in dieser Frage verzichten wollen, bietet sich als Kriterium einzig die kommunikative Reichweite an. Die Aussprache des Hochdeutschen darf nicht so schweizerisch sein, daß dieses außerhalb der Schweiz nicht mehr verstanden wird, andererseits soll sie doch so schweizerisch

sein, daß sie von der Deutschschweizer Bevölkerung akzeptiert wird. Eine solche Norm wurde in den fünfziger Jahren erarbeitet, hat aber leider keine weite Verbreitung gefunden.

Eine Normierung der Aussprache ist aber nicht nur in der Schweiz schwierig durchzusetzen, auch in Deutschland ist das bisher nur zum Teil gelungen: man hört, ob ein Sprecher aus Hamburg oder aus München kommt. Aussprachenormen können also nur in eingeschränkten Bereichen, z.B. auf der Bühne und in den elektronischen Massenmedien, mehr oder weniger durchgesetzt werden. Hier gibt es dann auch Bestimmungen: Grundlage für die Regelungen der nationalen Radio- und Fernsehgesellschaft ist heute die Standardlautung, wie sie auch von deutschen Aussprachewörterbüchern vertreten wird. Dabei sollen die auffälligen dialektalen Besonderheiten vermieden werden, aber das Recht auf eine regionale Färbung der Hochsprache wird belassen. Darauf aufbauend verlangen die Deutschschweizer Medien unter anderem, daß das r nicht wie ein a klingen dürfe, also *wir*, *Pferd* und nicht *wia*, *Pfead*, wie es von deutschen Sprecherinnen und Sprechern gefordert wird; die Endsilbe -ig wird wie in den Mundarten als -ig ausgesprochen und nicht als -ich; eine ganze Anzahl von Wörtern wird auf einer anderen Silbe betont als in Deutschland; Fremdwörter - vor allem aus dem Französischen - werden vermehrt noch in der Ausgangssprachlichen Lautung verwendet, während sie in Deutschland eher eingedeutscht werden.

Diese Normierung wird innerhalb der elektronischen Massenmedien vertreten, die Schule hat keine Regelungen aufgestellt, deshalb orientieren sich die Lehrkräfte meistens an den Deutschschweizer Medien. Deren Sprecherinnen und Sprecher haben also weitgehend Vorbildcharakter für die Aussprache des Hochdeutschen in der Schweiz.

Zum Schluß soll hier aber nochmals festgehalten werden, daß bei allen Problemen in der Aussprache und bei der Abwehrhaltung gegenüber der gesprochenen Standardsprache, die schriftliche Form des Hochdeutschen nicht in Frage gestellt wird. Sie wird in der

Schweiz ebenso selbstverständlich gelesen und geschrieben wie in Deutschland oder Österreich.

Die Geltungsbereiche des Dialekts

Die Geltungsbereiche der beiden Sprachformen einer diglossalen Sprachgemeinschaft sind nicht ein für allemal festgelegt, sondern verschieben sich im Verlauf der Zeit. Im 20. Jahrhundert, besonders aber seit dem 2. Weltkrieg, dringt die Mundart in Bereiche vor, die bis dahin der gesprochenen Hochsprache vorbehalten gewesen sind. Den Gründen für diese moderne Mundartwelle soll im historischen Kapitel dieser Arbeit nachgegangen werden.

Die Entwicklung scheint auf einen Zustand der sogenannten medialen Diglossie hinzulaufen: Die Wahl des Mediums bestimmt die Sprachform. Nach dieser Aufteilung würde die Hochsprache nur noch geschrieben, gelesen und vorgelesen, in allen übrigen Sprechsituationen würde Dialekt gesprochen. Auch wenn heute die Tendenz zu einer solchen Aufteilung besteht, so gibt es immer noch viele Bereiche, in denen das nicht zutrifft.

Im folgenden wird die aktuelle Verteilung zwischen den beiden Sprachformen in denjenigen Sprechsituationen dargestellt, in welchen in jüngerer Zeit Verschiebungen stattgefunden haben.

Politische Institutionen

Die Übersicht über die Verhandlungssprache in den verschiedenen politischen Gremien der Deutschschweiz ergibt ein vielschichtiges Bild.

In den beiden Kammern des eidgenössischen Parlaments ist die Sprachform gegeben: Weil hier Mitglieder aus anderssprachigen Landesteilen vertreten sind, müssen die Deutschschweizer Volksvertreter Hochdeutsch sprechen. Die Ergebnisse von Abstimmungen und Wahlen werden deutsch und französisch bekanntgegeben.

Auf der Ebene der kantonalen Parlamente fällt die Sonderregelung des zweisprachigen Kantons Bern auf, wo die deutsche Mundart schon immer eine besonders starke Stellung hatte: Hier bedienen sich die deutschsprachigen

Parlamentarierinnen und Parlamentarier des Dialekts, der gleichberechtigt neben dem Französischen der südjurassischen Ratsmitglieder steht. In den legislativen Versammlungen der anderen mehrsprachigen Kantone Wallis, Freiburg und Graubünden sprechen die deutschsprachigen Volksvertreter Hochsprache. Die Legislativen der übrigen einsprachig deutschschweizerischen Kantone verhalten sich unterschiedlich: Tendenziell sind es die größeren Kantone, die Schriftdeutsch als Verhandlungssprache vorschreiben, während die kleineren eher dem Dialekt zuneigen. Sonderregelungen kommen auch vor: In einem Kantonsparlament werden die Referate in der Hochsprache gehalten, die anschließenden Diskussionen spielen sich im Dialekt ab. Rituale wie etwa die Vereidigung der Volksvertreter finden immer in der Hochsprache als der formelleren und deshalb feierlicheren Sprachform statt.

In den Exekutivbehörden der Kantone, meist kleineren Gremien von gewöhnlich sieben Mitgliedern, sowie in den Kommissionen der Parlamente wird meist Mundart gesprochen. Die Regierung der Stadt Zürich ist erst in den siebziger Jahren vom Hochdeutschen zur Mundart übergegangen. Ausschlaggebend für die Wahl der Sprachform scheint in diesen Gremien die geringe Zahl der Gesprächsteilnehmer zu sein.

Radio und Fernsehen

In der Verwendung der Hochsprache bzw. der Mundart sind die staatlichen Sender von den privaten Lokalsendern zu unterscheiden. Grundsätzlich verwenden die privaten Programme in vielen Sendegefäßen auch die Mundart, wo die staatlichen Sender die Hochsprache verwenden. Die folgenden Ausführungen beziehen sich v.a. auf die staatlichen Programme, Hinweise auf die Privatsender werden nur ergänzend angeführt.

Über die Verteilung der Sprachformen in den Programmen der elektronischen Medien werden keine Statistiken geführt. Aber es gibt Schätzungen, denen zufolge sich die ursprüngliche Verteilung

von 60 % Sendungen in der Hochsprache zu 40 % im Dialekt in den letzten zwanzig Jahren ins Gegenteil verwandelt hat. Nachrichten und offizielle Durchsagen wie Fahndungsaufrufe, Vermissmeldungen und Meldungen zur Verkehrslage werden in der Hochsprache verlesen, sonst gibt es vom Inhalt der Sendungen her keine Vorschriften, in welcher Sprachform eine Sendung zu produzieren ist. Es trifft heute nicht mehr zu, daß "alles, was zum Wesen der Mundart gehört, das Lebensnahe, Unmittelbare, Anschauliche, die Dinge des helvetischen Alltags, dasjenige, was Herz und Verstand des Volkes beschäftigt, in den Dialekten behandelt" wird und daß demgegenüber "die literarisch-künstlerische Darbietung, das Schönegeistige und Begriffliche zu den großen Gebieten des Hochdeutschen" gehört, wie es in einem Jahrbuch der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft Ende der fünfziger Jahre formuliert ist. Sendungen zu naturwissenschaftlichen Themen, begrifflich-abstrakte Diskussionen, Gespräche mit oder unter Schriftstellern, all dies kann heute ohne weiteres im Dialekt gesendet werden.

Die Programmschaffenden sind in der Wahl der Sprachform keinen Reglementen unterworfen. Es gibt lediglich eine Weisung, die heißt: "Wer für eine Sendung den Entscheid Mundart/Hochsprache trifft, sollte sich vor allem bewußt sein, daß er einen Entscheid trifft. Er sollte ihn deshalb auch begründen können."

Wo liegen die Gründe für die deutliche Verschiebung zur Mundart hin? Der Wechsel der Sprachform fand nur selten innerhalb der gleichen Sendung statt, aber hochsprachliche Sendungen wurden durch dialektale ersetzt. Die Verlagerung ist also eine Folge von Änderungen in der Programmstruktur, die, für das Radio gesprochen, einer neuen Situation angepaßt werden mußte: der zunehmenden Konkurrenz durch das Fernsehen und durch die privaten Lokalradios. Das Radio versuchte, mit immer publikumsnäheren Sendungen seine Vorteile gegenüber dem Fernsehen auszunützen. Es sollte zum ständigen Begleiter im Alltag werden, es sollte immer anwesend sein im Haushalt, am Arbeitsplatz und auf der Straße. Sogenannte Begleitprogramme, Magazinsendungen ohne festen Inhalt, aber mit viel Musik, traten an die Stelle von Sendungen zu einem bestimmten

Thema. Indem das Radio diese neue Rolle übernahm, geriet es zwangsläufig in einen Bereich der Nähe, des Persönlichen, des Lokalen, Lustigen, Sympathischen und Unverbindlichen. Alles Bereiche, in denen – nicht nur in der deutschsprachigen Schweiz – unbestritten die Umgangssprache die angemessene Sprachform ist. Im Unterschied zu Deutschland und Österreich ist diese in der Schweiz aber der Dialekt.

Die Standardsprache hat sich aber noch im Kulturprogramm halten können. Zurückzuführen ist das nicht nur auf den Themenbereich (klassische) Kultur, sondern auch auf die nationale Orientierung. Diese nationale Ausrichtung zeigt sich auch in der relativ häufigen Verwendung des Französischen und Italienischen z. B. bei der Ansage klassischer Musik.

Die 1983 erfolgte Zulassung von Privatradiostationen hat die Mundartwelle in den Massenmedien zweifellos noch verstärkt. Noch mehr als die staatlichen Programme kämpfen die Privatradiostationen um die Gunst der Hörer, um die Werbeeinnahmen zu erhöhen. Und dieser Kampf scheint nur durch "Publikumsnähe" zu gewinnen zu sein: indem man die Hörer persönlich anspricht - und dies ist natürlich nur im Dialekt möglich.

Mittlerweile hat sich diese Haltung auf die Fernsehprogramme ausgeweitet, wo Diskussionen (auch zu politischen Themen vor eidgenössischen Abstimmungen) und Talk-Shows meist in der Umgangssprache d.h. der Mundart geführt werden. Auch hier ist das eine Entwicklung, die sich im gesamten deutschsprachigen Raum abzeichnet, wobei ebenfalls die Privatsender eine führende Rolle einnehmen.

Allem Spott über das schlechte Deutsch der Sportreporter zum Trotz wird über den Sport in den staatlichen Fernseh- und Radioprogrammen bis heute meist in der Hochsprache berichtet. Offenbar gelten Sportreportagen als Nachrichtensendungen, deren Bedeutung den Gebrauch der Mundart verbietet. Aber auch hier nehmen die Lokalradios mit weitgehendem Mundartgebrauch eine andere Position ein.

Schule

Die Schule ist der Ort, wo am meisten Hochsprache gesprochen wird. Viele Schweizer haben ein belastetes Verhältnis zur Hochsprache, gerade weil sie zur Institution Schule gehört. Die Schule übernimmt es, den Kindern ein schriftnahes Hochdeutsch beizubringen, beim Schuleintritt kennen sie vor allem die umgangssprachlichen Formen vom Fernsehen her. Die Erlernung der Hochsprache geschieht stufenweise. Im ersten Schuljahr wird meist nur Mundart gesprochen, im Verlauf des zweiten Jahres geht man fächerweise zur Hochsprache über. Aber die Texte für den Leseunterricht sind von Anfang an hochsprachlich. Es ist oft festgestellt worden, daß damit den Deutschschweizer Kindern ziemlich viel zugemutet wird: Sie müssen gleichzeitig lesen, schreiben und eine verhältnismäßig unbekannte Sprache lernen. Der letzte Punkt dieser Aussage muß heute etwas revidiert werden, da fast alle Kinder über die Massenmedien mit der Standardsprache konfrontiert worden sind, sie zu einem wesentlichen Teil verstehen und sie – wenn auch mit Fehlern – meist gerne sprechen. Diese Fähigkeit der Primarschüler wird für den Hochspracherwerb immer noch zu wenig genutzt, da meist von dem ausgegangen wird, was Schweizer Kinder nicht können, und nicht von dem, was sie schon beherrschen. Das führt oft zu Frustrationen und hat einen wesentlichen Einfluß auf die Einstellung zur Hochsprache, was oben schon gezeigt wurde.

Später ist die Unterrichtssprache Hochdeutsch, aber wohlge-merkt nur während der Unterrichtsstunde. Besprechungen mit Schülern nach der Stunde, organisatorische Bemerkungen vor der Stunde und die Gespräche zwischen den Lehrkräften in der Pause finden selbstverständlich in der Mundart statt. Auch ist es auf der Ober- und Mittelschulstufe in einigen Fächern erlaubt, Dialekt zu sprechen, weil sich die Hochsprache von der Unterrichtssituation her merkwürdig ausnehmen würde. So wird in den "Herzfächern", wie Turnen, Zeichnen, Instrumentalunterricht normalerweise die Mundart verwendet, in den "Kopffächern" Deutsch, Fremdsprachen, Mathematik, Naturwissenschaften meist die Standardsprache. Zusätzlich wird aber auch in den "Kopffächern" Mundart gespro-

chen, sobald nicht mehr im Klassenverband, sondern in kleineren Gruppen gearbeitet wird. Dieses Bild findet seine Fortsetzung an der Hochschule. In größeren und offiziellen Unterrichtssituationen wird selbstredend die Standardsprache verwendet, in Übungen und in Gruppenarbeiten ist es auch auf dieser Stufe selbstverständlich die Mundart. Es kommt in Einzelfällen sogar vor, daß mündliche Prüfungen, bei der ja nur wenige Personen anwesend sind, in der Mundart abgenommen werden.

Gerade in den Mittelschulen gestaltet sich die Durchsetzung der vorgeschriebenen Unterrichtssprache oft zu einem Kampf, den viele Lehrkräfte nicht mehr gerne aufnehmen, obschon sie von den Erziehungsbehörden und den Schulleitungen regelmäßig dazu angehalten werden. Je mehr Lehrer die Weisung, ihren Unterricht in der Hochsprache zu führen, umgehen, desto schwieriger wird es für die anderen Lehrer, den Gebrauch der Hochsprache den Schülern gegenüber zu vertreten. Die Schule, einst die Hochburg der gesprochenen Hochsprache in der Deutschschweiz, ist jedenfalls der Ort, wo sich wie bei den elektronischen Medien die Bewegung zum Dialekt hin am deutlichsten spüren läßt, weil sie sich oft in Konflikten äußert.

Die landläufige Erklärung konservativerer Pädagogen, die heutigen Schülerinnen und Schüler seien zu bequem zum Gebrauch der Hochsprache, ist wohl allzusehr vereinfachend. Ergänzend wird dann angeführt: Der neue Sozialisationstyp von Jugendlichen verweigere den Gebrauch der Hochsprache, weil er darin das Herrschaftsinstrument des Lehrers erkennt oder wenigstens fühlt. Damit bekomme der Dialekt im Schulzusammenhang etwas Rebelisches und werde zum Mittel der auch entwicklungspsychologisch bedingten Auseinandersetzung mit den institutionellen Zwängen, denen die Jugendlichen zum ersten Mal in der Schule offen entgegen-treten. Doch auch dieses Argument trifft nur einen Teil des Problems. Wesentlich für den vermehrten Mundartgebrauch scheint die aktuelle pädagogische Ausrichtung der Schule zu sein, welche die Schüler zu selbständigem und kooperativem Lernen und Arbeiten führen will. Dadurch wird der traditionelle Frontalunterricht im Klassenverband zu großen Teilen durch Gruppen- und Partnerarbei-

ten abgelöst, in denen auch schon früher die Umgangssprache verwendet wurde.

Die Mundartwelle an den Schulen ruft in verschiedenen Kreisen (Sprachpolitiker, Lehrkräfte, Wirtschaftsleute, Kulturschaffende) immer wieder Bedenken hervor. Wenn diese Entwicklung sich ausbreitet, besteht da nicht die Gefahr einer Abkapselung der Deutschschweiz vom großen deutschen Kulturraum? Und wo, so wird gefragt, bleibt die Rücksicht auf die nichtdeutschsprachigen Schweizer?

Kirche, Militär und Justiz

Die gesamtgesellschaftliche Hinwendung zur Nähe und Intimität, welche auch im Gottesdienst ihren Niederschlag findet, bringt auch hier eine vermehrte Verwendung der Mundart mit sich. So zeigt eine aktuelle Untersuchung, daß in der protestantischen Kirche fast die Hälfte aller Predigten in Mundart gehalten werden. Text-Lesungen erfolgen meist noch in der Standardsprache. Aber auch dafür wird schon vereinzelt die Mundart verwendet, schließlich gibt es mehrere philologisch wertvolle Bibelübersetzungen aus den Urtexten in verschiedene Mundarten. In vielen Gottesdiensten stehen somit mundartliche und standardsprachliche Elemente nebeneinander, wobei im Sonntagsgottesdienst ein leichtes Übergewicht der standardsprachlichen Elemente besteht, während im Familien- und Abendgottesdienst verstärkt die Mundart zum Zug kommt. So finden je nach Art der kirchlichen Veranstaltung beide Sprachformen in der Kirche Verwendung.

In der Armee hat die Hochsprache im mündlichen Gebrauch viel an Bedeutung verloren, die sie etwa noch zur Zeit des ersten Weltkriegs besaß, als sich weite Teile des mehrheitlich deutschlandfreundlichen Offizierskorps am Vorbild der wilhelminischen Armee orientierten und der damalige General der Schweizer Armee gar ausschließlich hochdeutsch sprach. Heute beschränkt sich die Hochsprache auf wenige standardisierte Befehlsformen des Exerzierens und des Waffendrills - dies natürlich nur in rein deutsch-

schweizerischen Einheiten, in den gemischtsprachigen werden selbstverständlich alle Befehle in der Hochsprache erteilt.

Am Beispiel des Kantons Zürich ergibt sich für den Sprachgebrauch vor Gericht folgendes Bild: Die Parteien und Zeugen können vor allen Instanzen in der Mundart befragt werden, sofern sie diese beherrschen. Um Mißverständnissen im Protokoll vorzubeugen, das als schriftlicher Text natürlich in der Hochsprache ausgefertigt wird, kommt in den letzten Jahren wieder vermehrt die Standardsprache zur Anwendung. Die Plädoyers von Staatsanwalt und Verteidiger werden meist in der Hochsprache gehalten, die Sprachform ist jedoch nicht vorgeschrieben. Je höher die Instanz, desto seltener werden Mundartplädoyers. Die Beratungen der Richter finden in der Mundart statt, das Urteil wird in der Standardsprache eröffnet.

Kurze Beschreibung des Schweizerdeutschen

Sprachliche Vielfalt

Das Schweizerdeutsche ist keine einheitliche Sprachform, sondern es gliedert sich in eine Vielzahl von Dialekten, die sich in der Lautung, in den Formen und dem Wortschatz zum Teil beträchtlich voneinander unterscheiden. Die Vielfalt der Dialekte auf so kleinem Raum hat immer wieder Erstaunen hervorgerufen, und manche Anderssprachige haben sich gewundert, daß sich die Deutschschweizer untereinander überhaupt verstehen. Nun ist die Verständigung unter Sprechern verschiedener Mundarten im allgemeinen kein Problem, da die Schweizer durch die erhöhte Migration und durch die Massenmedien täglich mit anderen Dialekten in Kontakt kommen. Es kann jedoch vorkommen, daß einzelne Ausdrücke oder gar ganze Sätze einer ausgeprägten, albertümlichen Mundart, etwa des Oberwalliserdeutschen, im Flachland nicht verstanden werden. Aus diesem Grund bedienen sich die Sprecher solcher Mundarten im Umgang mit Fremden einer "gemäßigten" Form ihres Dialekts oder, wie es vor allem früher geschehen sein soll, gar der Hochsprache.

Dialektologisch gesprochen bilden die schweizerdeutschen Dialekte das sogenannte Höchst- und Hochalemannische mit Ausnahme des Baseldeutschen, das zum Niederalemannischen gehört, und der Mundart von Samnaun, wo eine tirolische Mundart gesprochen wird, da es im 19. Jh. von Österreich her germanisiert wurde.

Die außergewöhnliche Vielfalt von Dialekten auf so kleinem Raum ist eine Folge der schwierigen Verkehrsverhältnisse im Voralpen- und Alpengebiet, welche die Bildung von größeren Sprachgemeinschaften verhinderten, und einer kleinräumigen politischen und konfessionellen Struktur früherer Zeiten, die im föderalistischen Bundesstaat der Gegenwart weiterlebt.

Es ist üblich, die Mundarten mit den Kantonsnamen zu bezeichnen; obschon die Dialektgrenzen nur ganz selten mit den meist jüngeren Kantonsgrenzen übereinstimmen, spricht man vom Berndeutschen, Baseldeutschen usw. Im Rahmen dieser Arbeit kann unmöglich die

ganze Vielfalt der Dialekte dargestellt werden, es kann lediglich darum gehen, einige Hauptstrukturen aufzuzeigen.

Im wesentlichen sind es fünf Aspekte, die die sprachgeographische Struktur des Schweizerdeutschen bestimmen: Die Grundstruktur der Nord-Süd- und Ost-West-Gegensätze wird durch Einbrüche aus Nordwesten, Einflüsse aus Nordosten und die Walserwanderung durchbrochen.

Die Nord-Süd-Gegensätze äußern sich meist als Altertümlichkeiten der südlichen Mundarten. Mehrere Linien, die meist den Alpen entlang verlaufen, trennen die nördlichen Mundarten des Mittellandes von den südlichen der lange Zeit abgeschlossenen Gebirgstäler. Im Süden hat sich in vielen Fällen ein älterer Sprachstand erhalten, der zum Beispiel im Oberwalliserdeutsch noch Formen des Althochdeutschen bewahrt hat. (Als Althochdeutsch bezeichnet man die älteste schriftlich bezeugte Stufe der deutschen Sprache vom 8. bis ins 11. Jahrhundert.) Sprachliche Neuerungen des übrigen deutschen Sprachgebietes sind in diesem Gebiet oft nicht aufgenommen worden. Zu erkennen ist der Unterschied beispielsweise an der sogenannten Hiatusdiphthongierung: hochdeutsch *schneien* (gesprochen: *schnaien*) lautet in den altertümlichen südlichen Dialekten noch *schnyye* (y steht für langes i), in den nördlichen Dialekten ist das lange -yy- zum Diphthong -ei- geworden, es heißt da also *schneie* (gesprochen: *schne-je*). Andererseits finden sich in den Alpinmundarten auch Neuerungen, die man sonst nicht antrifft: z.B. ist -rn zu -re geworden, so lautet das hochdeutsche Farn im Süden *Fare*, das Garn *Gare*, und in Zermatt heißt das Matterhorn *Hore*. Die südlichen Mundarten sind also meist altertümlicher als die nördlicheren, sie zeigen aber vereinzelt auch Neuerungen.

Fast ebenso wichtig ist der Gegensatz zwischen östlichen und westlichen Mundarten. Es gibt Wörter, welche die östlichen Dialekte mit allen anderen deutschen Mundarten gemeinsam haben; in den westlichen Dialekten hat sich aber eine altalemannische Entsprechung für die gleiche Sache erhalten: hochdeutsch *Wiese*, östliches Schweizerdeutsch: *Wise*; westliches Schweizerdeutsch: *Matte*. Die westlichen und östlichen Mundarten unterscheiden sich

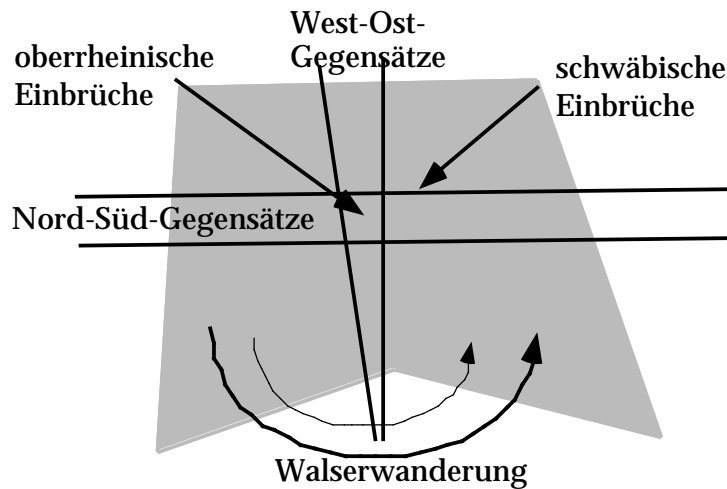
vor allem aber in der Flexion. So zeigt der Osten einen einheitlichen Plural der Verben: *miir ässed, iir ässed, sii ässed* (wir essen, ihr eßt, sie essen), während der Westen wie die Hochsprache die 2. Person Plural von der 1. und 3. trennt: *miir ässe, diir ässed, sii ässe*. Der unbestimmte Artikel lautet im Osten: *En Maa, e Frau, e Chind* (ein Mann, eine Frau, ein Kind), im Westen dagegen *e Maa, e Frou, es Chind*. Die Grenze zwischen östlichen und westlichen Mundarten, die sogenannte Brünig-Napf-Reuß-Linie, trennt die Schweiz nicht nur sprachlich, sondern auch kulturell: Wie die Volkskundler herausgefunden haben, unterscheidet genau diese Linie zahlreiches Brauchtum der Ostschweiz von demjenigen der Westschweiz, die französischsprachigen Landesteile diesmal mit eingeschlossen.

Zahlreich sind auch die oberrheinische Einflüsse aus dem Nordwesten. Keilförmig dringen diese Formen in das Schweizerdeutsche ein. Vor allem betrifft das Dehnungen, wie sie sich in der Standardsprache durchgesetzt haben: Der größere Teil des Schweizerdeutschen hat z.B. den kurzen Vokal im Wort Laden beibehalten, *Lade*, von Nordwesten her ist aber der Vokal gedehnt worden: *Laade*. *Nase/Naase* (Nase), *Bire/Biire* (Birne), *Ofe/Oofe* (Ofen) und viele weitere Beispiele lassen sich anfügen.

Etwas weniger häufig sind schwäbische Einflüsse, die von Nordosten in das Schweizerdeutsche eindringen, als Beispiel kann hier nordwestliches *er fangt* gegenüber sonstigem *er faat/er foot* (er fängt) angeführt werden.

Im Süden wird die Ost-West-Teilung durchbrochen durch die Folgen der Walserwanderung. Vor allem im 13. und 14. Jahrhundert haben Walliser ihr Tal verlassen und sich in Graubünden niedergelassen. Noch heute ist die Sprache der Nachfahren dieser Siedler eine westschweizerdeutsche, die sich deutlich von den ostschweizerdeutschen Bündnerdialekten unterscheidet und noch viele Gemeinsamkeiten mit den Walliser Mundarten aufweist.

Diese Struktur läßt sich folgendermaßen schematisieren:



Die meisten Deutschschweizer besitzen ein feines Ohr für die geographische Herkunft eines Sprechers. Mit dem Klang eines Dialektes verbinden sich stereotype Vorstellungen über die Eigenarten seiner Sprecherinnen und Sprecher, die so weit verbreitet und bekannt sind, daß sie gerne von Satire und Kabarett genutzt werden. Natürlich gilt hier die gleiche Einschränkung, die schon gegenüber den klischeehaften Vorstellungen gemacht werden mußte, die sich Deutschschweizer von den Deutschen machen, aber einige Muster seien gleichwohl angeführt. Die Berner gelten wegen ihrer Dialekte als gemütlich, bedächtig, aber auch als sehr langsam und daher etwas beschränkt. Die altertümlichen Mundarten des Alpenraums werden als bodenständig empfunden, ihre Sprecher werden von den Bewohnern der großen Agglomerationen des Mittellandes für konservativ und hinterwäldlerisch gehalten, wirken aber trotzdem sympathisch. Berühmt ist die Schlagfertigkeit und der Mutterwitz der Appenzeller. Das Prestige des Zürichdeutschen, der Sprache des Wirtschaftszentrums der Schweiz, ist außerhalb Zürichs eher gering. Seine Sprecher gelten als großspurig und eingebildet.

Idiotikon und Sprachatlas

Gesammelt und wissenschaftlich erfaßt wird der Wortschatz der Deutschschweizer Dialekte im Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, dem sogenannten *Schweizerischen Idiotikon*, dessen

erster Band 1881 gedruckt wurde. Vom 15. Band mit dem Buchstaben W sind bisher 1152 Spalten veröffentlicht. Im *Sprachatlas der deutschen Schweiz*, der seit 1961 erscheint und kurz vor dem Abschluß des 8. und letzten Bandes steht, sind die Dialekte sprachgeographisch dargestellt. Beide Werke sind aus einem Bewußtsein heraus entstanden, das die Mundarten für gefährdet oder sogar für zum Untergang verurteilt hielt. Der Wille, die Mundarten sozusagen in letzter Minute in ihrer Vielfalt zu erfassen und so für die Nachwelt zu retten, führte zu methodischen Voraussetzungen, die es bei der Benützung des Sprachatlases zu beachten gilt. Die Anforderung an die Informanten, auf deren Aussagen der Sprachatlas basiert, lautete nämlich, sie sollten die Mundart ihres Ortes "in ihrer guten Form" sprechen. Deshalb kamen bei den Aufnahmen, die in den vierziger und fünfziger Jahren stattfanden, vor allem Angehörige der alteingesessenen bäuerlichen Schicht zum Zug. Der Sprachatlas erfaßt somit nicht die zu jener Zeit gesprochene Umgangssprache, sondern einen damals schon altertümlichen Soziolekt, eine Gruppensprache des Schweizerdeutschen: die Sprache der alteingesessenen Bauern, die weder zur Zeit der Aufnahmen noch heute repräsentativ für das Schweizerdeutsche ist. Diese Einschränkung mindert den Wert des wissenschaftlichen Unternehmens keineswegs: Es hält die Vielfalt einer vergangenen Zeit fest. Das Schweizerdeutsche, das man heute spricht und hört, unterscheidet sich aber wie oben festgestellt von diesen Daten: Einerseits entstammt nur der kleinste Teil der Bevölkerung dieser bäuerlichen Schicht, andererseits haben sich die Dialekte weiterentwickelt. Die damals erfaßte Grundstruktur des Schweizerdeutschen ist aber bei allen Veränderungen immer noch erhalten.

Der sprachliche Abstand zwischen Dialekt und Hochsprache

Die Unterschiede zwischen den schweizerdeutschen Dialekten und der Hochsprache sind vor allem in der Lautung, aber auch in den grammatischen Formen derart groß, daß immer wieder behauptet wird, die Hochsprache sei für Schweizer eine Fremdsprache, die

sie in der Schule erst mühsam erlernen müßten, während die Deutschen sie von allem Anfang an beherrschten. Diese Meinung ist jedoch falsch. Auch in Deutschland müssen sich die Kinder in der Schule im Gebrauch der schriftnahen Hochsprache üben, selbst dort, wo die Umgangssprache nur einen kleinen Abstand zur Hochsprache hat. Überdies läßt die enge Verwandtschaft zwischen den beiden Sprachformen kaum zu, das Schweizerdeutsche als selbständige Sprache zu bezeichnen, trotz lautlichen Unterschieden, welche die Verständigung durchaus in Frage stellen. Die Gemeinsamkeiten im Wortschatz und in der Syntax sind zudem viel größer als zwischen dem Deutschen und nahe verwandten Fremdsprachen wie etwa dem Niederländischen oder dem Englischen.

Lautsystem

Die Unterschiede im Lautsystem betreffen sowohl die Vokale wie auch die Konsonanten. Seinen sprichwörtlich rauhen Klang, der zum bösen Wort von der "tönenden Halskrankheit" geführt hat, verdankt das Schweizerdeutsche dem häufigen Vorkommen des velaren Reibelautes *ch*, der auch in der Hochsprache zum Beispiel in den Wörtern *machen* und *Buch* auftritt. Während jedoch das germanische *k* (erhalten in englisch *make/book*) in der Hochsprache nur im Wortinnern und am Wortende zu *ch* geworden ist, hat diese Lautverschiebung im Alemannischen auch den Wortanfang betroffen: schweizerdeutsch *chalt*, hochdeutsch *kalt*, englisch *cool*. Diese Eigenart ihrer Sprache demonstrieren die Schweizer gerne am Wort *Chuchichäschtli* (Küchenkästchen), von dem behauptet wird, ein Deutscher könne es nicht aussprechen.

Die Doppelkonsonanz *kk*, die in der Schriftsprache meist als *ck* erscheint, klingt im Schweizerdeutschen auf eine Art, die sich am besten als *kch* schreiben läßt: *wekche*, *Sakch* (wecken, Sack). So werden auch alle *k* ausgesprochen, die nach der Wirksamkeit des oben genannten Lautgesetzes ins Schweizerdeutsche aufgenommen worden sind: *Kchönig*, *elekchtrisch*, *Kchafi* (König, elektrisch, Kaffee).

Die Laute *b*, *d* und *g* sind im Schweizerdeutschen stimmlos, in den östlichen Dialekten sogar verhärtet zu unbehauchten *p*, *t* und *gg*: *pitte*, *tankche*, *Ggans* (*bitte*, *danke*, *Gans*), *p* und *t* werden unbehaucht ausgesprochen, außer in Fremd- und Lehnwörtern: *Turm*, *Pelz* (*Turm*, *Pelz*), aber: *Thee*, *Phäkchli* (*Tee*, *Päcklein*).

Eine weitere charakteristische Eigenart, die das Schweizerdeutsche mit den süddeutschen Mundarten gemeinsam hat, betrifft die Aussprache der Konsonantenverbindung *st*: sie wird durchgehend als *scht* ausgesprochen: *Mischt* (*Mist*), *Ascht* (*Ast*), *fescht* (*fest*).

Das Vokalsystem der deutschen Sprache unterlag in der Entwicklung vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen (14.–16. Jahrhundert) umfangreichen Veränderungen, welche die schweizerdeutschen Dialekte nicht erfaßt haben.

Die mittelhochdeutschen Langvokale *i/u/ü* (geschrieben *iu*) wurden zu den neuhochdeutschen Diphthongen *ei* (gesprochen *ai*)/*au/eu*:

<i>Mittelhochdeutsch</i>	<i>Schweizerdeutsch</i>	<i>Neuhochdeutsch</i>
slîchen	schlyche (<i>y</i> =langes <i>i</i>)	schleichen
hûs	huus	Haus
liut (<i>ü</i>)	lüüt	Leute

Die fallenden Diphthonge *ie/uo/üe* wurden im Neuhochdeutschen zu langen einfachen Vokalen *i/u/ü*:

liep (<i>li-ep</i>)	lieb (<i>li-eb</i>)	lieb (<i>lip</i>)
ruof	ruef	Ruf
trüebe	trüeb	trüb

Zudem haben die meisten schweizerdeutschen Mundarten auch die Kurzvokale des Mittelhochdeutschen beibehalten, welche in der Standardsprache gedehnt wurden. So werden *bohren*, *Gläser*, *Laden*, *Ofen*, *sagen*, *sieben*, *Stube* und viele weitere Wörter im Großteil des Schweizerdeutschen noch mit einem kurzen Vokal ausgesprochen.

Die Übereinstimmung zwischen dem mittelhochdeutschen und dem schweizerdeutschen Lautstand ist auffällig. Sie verleiht dem Schweizerdeutschen einen altertümlichen Klang in den Ohren aller, die einmal mit älterer deutscher Literatur zu tun hatten.

Flexion

Bedeutend sind die Abweichungen auch in der Flexion. In der Nominalflexion kommt das Schweizerdeutsche mit zwei Kasus aus: Nominativ/Akkusativ und Dativ. Es fehlt die in der Hochsprache wichtige Opposition zwischen Nominativ und Akkusativ: *der See - den See*, schweizerdeutsch *de See - de See*; der Genitiv wird umschrieben: *de Frau ires Huus* (der Frau ihr Haus = das Haus der Frau) oder *s Huus vo de Frau* (das Haus von der Frau). Die Umschreibung des Genitivs teilt das Schweizerdeutsche mit der deutschen Umgangssprache, in welcher der Genitiv auch mit verschiedenen präpositionalen Umschreibungen konkurriert.

Bei den Verbformen ist der wichtigste Unterschied das Fehlen von Imperfekt und damit auch Plusquamperfekt; dafür bildet das Schweizerdeutsche eine Art Überperfekt: *ich bi ggange gsi* ("ich bin gegangen gewesen"). Das Futurum kann wohl gebildet werden, ist aber noch unüblicher als in der Hochsprache und hat fast keine temporale, sondern eine modale Funktion: *er wird nöd deheime sii* (er wird nicht zu Hause sein = vermutlich ist er nicht zu Hause). Das gleiche gilt für das Futur II: *si werded ggange sii* (sie werden gegangen sein = vermutlich sind sie gegangen).

Vor der Betrachtung der Unterschiede auf der syntaktischen Ebene, der Ebene des Satzbaus, muß man sich über den grundsätzlichen Gegensatz zwischen gesprochener und geschriebener Sprache Rechenschaft ablegen. Kennzeichen jeder gesprochenen Sprache ist eine im Vergleich mit der geschriebenen Sprache einfachere syntaktische Struktur. Der Sprechende hat weniger Zeit für die Satzplanung zur Verfügung als der Schreibende. Beim Sprechen weiß man oft noch nicht, wie ein Satz zu Ende gebracht werden soll, wenn man ihn anfängt. Die Folge sind Reihen von kurzen Hauptsätzen,

während in der geschriebenen Sprache häufiger Satzgebilde aus Haupt- und Nebensätzen vorkommen. Die gesprochene Sprache kommt ohne komplizierte Syntax aus, weil der Sprecher in der mündlichen Kommunikationssituation seine Absichten auch mit dem Tonfall und mit nonverbalen Mitteln, Mimik, Gestik und Körpersprache, ausdrücken kann. Es ist deshalb unsinnig, die Mundart mit der geschriebenen Hochsprache zu vergleichen und ihrer Syntax lobend treffende Kürze und Einfachheit zu bescheinigen - diese Qualitäten besitzt die deutsche Umgangssprache ebenso gegenüber der umständlicheren Schriftsprache. So ist zum Beispiel eine Umstellung der Wortfolge im Satz, die sogenannte Ausklammerung, die in der *Zürichdeutschen Grammatik* als syntaktische Eigenart des Dialekts bezeichnet wird, auch eine Eigenart des gesprochenen Hochdeutschen: *Si isch füürroot woorde vor Gschämigi* (Sie ist feuerrot geworden vor Scham - statt des schriftlich üblicheren: Sie ist vor Scham feuerrot geworden).

Syntax

Einen wirklichen syntaktischen Strukturunterschied stellt hingegen der Anschluß des Relativsatzes im Schweizerdeutschen dar: Alle Relativsätze werden mit dem Wort "wo" eingeleitet, unabhängig vom Geschlecht des Bezugsworts: *De Maa /d Frau /s Chind, wo näbe mir staat* (Der Mann, der / die Frau, die / das Kind, das neben mir steht).

Die Beispiele von Abweichungen im Formensystem und in der Syntax zeigen, daß das Schweizerdeutsche als gesprochene Sprache über weniger Formen verfügt als die Hochsprache. Es ist die einfachere Sprachform, weil sie nur mündlichen Kommunikationsbedürfnissen genügen muß. Dieses Verhältnis zwischen Hochsprache und Dialekt entspricht den Gesetzmäßigkeiten der gesprochenen und geschriebenen Sprache in anderen Sprachgemeinschaften.

Wortschatz

Die Übereinstimmungen zwischen dem Wortschatz der Mundart und dem der Hochsprache sind groß. Es gibt für fast jedes einigermaßen geläufige hochsprachliche Wort eine schweizerdeutsche Entsprechung, die Unterschiede beschränken sich auf die lautlichen Abweichungen des Schweizerdeutschen. Auf einige Besonderheiten des schweizerdeutschen Wortschatzes sei hier trotzdem hingewiesen.

Das Schweizerdeutsche hat eine Vorliebe für Diminutive. Sie werden auf *-li* (*-lein*) gebildet. Man verlangt zum Beispiel am Kiosk *es Päckli Zigarette* (Päcklein = Schachtel), in der Bäckerei *Stückli* oder *Guetzli* (Plätzchen), und das Pfund Brot heißt *es Pfänderli*. Welche Mentalität hinter diesem Hang zur Verkleinerungsform steht, ist nicht leicht zu sagen. Ist es die Bescheidenheit, das Understatement, das sich der Schweizer zuschreibt und das etwa das Servierpersonal beim Abräumen fragen läßt, ob das Essen *recht* (nicht etwa "gut") gewesen sei? Oder entspricht die Sprache der Winzigkeit des Landes, das denn auch im Volkslied häufig als *Schwyzlerländli* besungen wird?

Eine große Zahl von Fremdwörtern macht in bestimmten Bereichen eine andere Besonderheit des schweizerdeutschen Wortschatzes aus. Viele Begriffe des Verkehrswesens, des Sports und des Essens werden im Schweizerdeutschen mit Fremdwörtern, die zumeist aus dem Französischen stammen, bezeichnet: *Bileet* (Fahrkarte), *Kondiktör* (Schaffner), *Perron* (Bahnsteig), *Helikopter* (Hubschrauber), *Tram* (Straßenbahn), *Velo* (Fahrrad), *Penalti* (Strafstoß), *Gooli* (Torhüter), *Glasse* (Speise-Eis), *Portmonee* (Geldbeutel).

Als fast ausschließlich gesprochene Sprache verfügt das Schweizerdeutsche über einen sehr differenzierten Wortschatz für das Alltagsleben und den Ausdruck von Gefühlen. Wo die Hochsprache für alltägliche Verrichtungen und für Körperteile nur wenige Durchschnittswörter zur Verfügung stellt, gibt die Mundart dem Sprecher die Gelegenheit, mit der Wahl des entsprechenden Wortes seine Einstellung einer Sache gegenüber auszudrücken: man kann nicht nur

schaffe (arbeiten), sondern auch *chrampfe*, *chrüpple* (schwer arbeiten), *moorggse* (mühsam arbeiten), *büeze* (gegen Geld arbeiten), *büggle* (schnell arbeiten) oder andererseits *schäffele* (langsam arbeiten), *chüngele* und *gvätterle* (unfachgemäß arbeiten), *schludere* (nachlässig arbeiten). Demgegenüber besteht im Alltag wenig Bedarf für einen abstrakten, begrifflichen Wortschatz. Dieser wird einfach aus der Hochsprache übernommen und lautlich dem Schweizerdeutschen angepaßt.

Wenn immer von sprachpflegerischer Seite Besorgnis geäußert wird über den Zustand der Mundart, wenn die Forderung nach der sogenannten "guten Mundart" erhoben wird, dann geht es meistens um den Wortschatz, um die Abgrenzung von der Hochsprache. Unbestreitbar sind in den letzten Jahrzehnten viele alte Dialektwörter unter dem Einfluß der Schriftsprache praktisch verschwunden, und die hochsprachlichen Wörter mit der gleichen Bedeutung haben ihre Stelle eingenommen. Als Belege für das Zürichdeutsche müssen in diesem Zusammenhang immer wieder *Anke*, *Nidel* und *Binätsch* herhalten, die heute mehrheitlich *Putter*, *Raam* und *Spinaat* (Butter, Rahm und Spinat) genannt werden. Auch zusammengesetzte Wörter lassen sich anführen, deren einer Bestandteil einem hochsprachlichen Wort Eingang ins Schweizerdeutsche verschafft: *Rolltrappe*, dabei heißt Treppe *Stäge*; *Pferderäne* (Pferderennen), wo das Tier doch *Ross* genannt wird. Aus solchen Entwicklungen eine pessimistische Sicht für die Zukunft der Mundart abzuleiten, scheint übertrieben. Denn gerade im Vermögen, fremdes Wortgut aufzunehmen und lautlich anzupassen, beweist die Mundart eine Anpassungsfähigkeit, die ihr das Überleben auch in Zukunft sichert.

Mit der Ausweitung der Geltungsbereiche muß sie neuen Kommunikationssituationen genügen und ihren Sprechern das erforderliche Wortmaterial zur Verfügung stellen. Aus dieser Überlegung heraus geht es nicht an, nur die alte Mundart als gute Mundart gelten zu lassen, sonst offenbart der sprachpflegerische Eifer sich als konservative Kulturkritik im Gewand der Sprachkritik.

Am Anfang dieses Kapitels wurde die Vielfalt der schweizerdeutschen Dialekte hervorgehoben. Es wäre nicht richtig zu verschweigen, daß die gesellschaftliche Entwicklung der Nachkriegszeit diese Vielfalt stark beeinträchtigt hat und, für die Zukunft gesprochen, vielleicht sogar in Frage stellt. Die erhöhte Mobilität der Bevölkerung, die Abwanderung aus den Berggebieten und das Anwachsen der großen Agglomerationen im Mittelland setzen den Dialekten der Randgebiete zu und führen zu Angleichungsbewegungen an die Sprache der Zentren, deren starke Präsenz in den elektronischen Medien diesen Prozeß unterstützt. Es ist sicher übertrieben, von einem einheitlichen Schweizerdeutsch zu sprechen. Vielerorts wird aber befürchtet, daß am Ende dieser Entwicklung ein "Gemeinschweizerdeutsch" die angestammten Dialekte praktisch ablösen wird.

Neueste Forschungsergebnisse zeigen jedoch, daß die Angleichung der Dialekte keineswegs so weit fortgeschritten ist, wie das bisher behauptet wurde. Es stimmt zwar, daß kleinräumig gültige Formen der Grundmundarten zugunsten weiter verbreiteter Formen aufgegeben werden, es gibt auch Tendenzen, die das gesamte Schweizerdeutsche betreffen und so zu einer Vereinheitlichung beitragen. Insgesamt aber bleibt der enge lokale Bezug der modernen Umgangssprache durch die Kombination verschiedenster Dialektmerkmale gewahrt. So konnten junge Erwachsene aus der ganzen Deutschschweiz, welche in Zürich eine Ausbildung absolvieren, aufgrund der sprachlichen Daten eines Gesprächs immer noch – teilweise bis auf wenige Kilometer genau – ihrer Heimat zugeordnet werden.

Die schweizerhochdeutsche Schriftsprache

Nachdem die Verteilung von Mundart und Hochsprache und die Verschiedenheit der Dialekte beschrieben wurde, soll doch noch ein Blick geworfen werden auf die hochdeutsche Schriftsprache, wie sie in der Schweiz verwendet wird.

Als Schriftsprache ist die Standardsprache in der Deutschschweiz kaum einer Konkurrenz durch die Dialekte ausgesetzt. Nur die private Korrespondenz wird von den Jungen teilweise in Mundart geschrieben, es gibt eine Mundartliteratur, die aber beschränkte Verbreitung hat. Der allergrößte Teil der Literatur, Zeitungen, Zeitschriften, Gebrauchsanweisungen, Verlautbarungen, Fachbücher, Inserate, deutschsprachige wissenschaftliche Texte sind ausschließlich in der Standardsprache verfaßt.

Grundsätzlich schreibt man in der Deutschschweiz gleich wie in Deutschland und Österreich. Der Rechtschreibeduden ist mit Ausnahmen auch in der Schweiz für die Orthographie verbindlich. Trotzdem gibt es Unterschiede: Der offensichtlichste: die Ligatur *ß* wird nicht verwendet. In den Schweizer Schulen werden die *ß*-Regeln seit den 30er Jahren nicht mehr gelehrt. Das *ß* wird nur noch von einem Teil der Druckereien für den Druck von Büchern für den gesamtdeutschsprachigen Raum verwendet. Häufig sind in der Schweiz Fremdwörter im Gegensatz zum Binnendeutschen (= der vorherrschende Sprachgebrauch in Deutschland) nicht der deutschen Schreibung angepaßt worden: *Buffet, chic, Cognac, Occasion, Praliné, Sauce*.

Im Bereich der Verbformen findet man im Schweizerhochdeutschen noch oft Formen, die in Deutschland als veraltet gelten: *du wünschest* statt *du wünschst*, *du fandest* statt *du fandst*, *sie hat gewoben* an Stelle von *sie hat gewebt*. Verschiedene Verben bilden das Perfekt mit *sein* statt mit *haben*, beispielsweise *liegen, sitzen, stehen*. Es gibt eine Unzahl Nomen, die in der Schweiz mit einem anderen Geschlecht verwendet werden: *der Salami, der Drittel, der Meter, der Butter, das Caramel, das Efeu*. Zudem findet man Wör-

ter, die im Schweizerhochdeutschen eine andere Bildungsweise zeigen als das Binnendeutsche: *grillieren, parkieren für grillen, parken oder Unterbruch, Zusammenzug, Wissenschaftler für Unterbrechung, Zusammenziehung, Wissenschaftler*. Häufig stehen im Schweizerhochdeutschen andere Wörter als im Binnendeutschen, *Fahrausweis für Führerschein, Tram für Straßenbahn, Gitzi für Zicklein, Gugelhopf für Napfkuchen*. Zu diesen Abweichungen kommen noch solche hinzu, die durch das andere politische System und die andere Verwaltung geprägt sind: *Kanton, Ammann (= Kantons-, Gemeindepräsident), Referendum, Franken; der Bundesrat ist die Schweizer Regierung*. Abkürzungen von Schweizer Institutionen: *ETH* (= Eidgenössische Technische Hochschule).

Da die Mundart das Präteritum nicht kennt, wird dessen Verwendung in der Schriftsprache oft als besonders gutes Deutsch empfunden und kommt deshalb in Schweizer Publikationen häufiger vor als in bundesdeutschen.

Stärker als in Deutschland oder Österreich wird in der Schweiz auf einen geschlechtsneutralen Sprachgebrauch geachtet. So finden sich häufiger Ableitungen aus dem Partizip Präsens: *Studierende* statt *Studenten* oder Doppelformen *Lehrerinnen und Lehrer*, zuweilen auch Ausweichformen wie *Lehrpersonen*.

Bei all diesen Abweichungen bleibt aber deutlich, daß die schweizerhochdeutsche Schriftsprache nur graduell von der in Deutschland oder Österreich unterschieden ist. Manchmal fällt bei der Lektüre eine Besonderheit auf, das Verständnis ist in den allerwenigsten Fällen beeinträchtigt.

Dialekt und Hochsprache in der Vergangenheit

Die Herausbildung einer einheitlichen neuhochdeutschen Schriftsprache für den ganzen deutschen Sprachraum war ein Prozeß, der mehrere Jahrhunderte in Anspruch nahm. Über den Dialekten hatten sich bis zum Spätmittelalter einige regionale Schriftsprachen etabliert, die man Kanzleisprachen nennt. Der stärkste Einfluß auf die neue Einheitssprache ging von der kursächsischen Kanzleisprache aus, weil es die Sprache war, die Luther schrieb. Luthers Deutsch wurzelt im ostmitteldeutschen Raum und war für die Sprecher anderer Dialekte nicht ohne weiteres verständlich. So legte zum Beispiel ein Basler Drucker seinem Nachdruck von Luthers Bibelübersetzung ein Wörterverzeichnis bei, dem wir entnehmen können, daß oberdeutsche Leser heute so geläufige Wörter wie etwa *betagt*, *flicken* und *Lippen* nicht ohne Worterklärung verstanden.

Die Reformation weckte das Lesebedürfnis in Volksschichten, die vorher mehr oder weniger Analphabeten gewesen waren. Luthers Schriften fanden große Verbreitung, so daß von seiner Sprache eine vereinheitlichende Wirkung ausgehen konnte. Die Buchdrucker waren daran interessiert, ihre Bücher in einem möglichst großen Gebiet absetzen zu können. Sie richteten sich deshalb nach der Sprache Luthers und förderten so die Ablösung von den alten Kanzleisprachen.

Die Schreiber des Schriftalemannischen, des Schreibdialekts der Eidgenossenschaft, weigerten sich bis ins 16. Jahrhundert, die sprachlichen Neuerungen des Neuhochdeutschen (Diphthongierung und Monophthongierung) zu übernehmen, und sie befanden sich damit in Übereinstimmung mit den Sprechgewohnheiten ihrer Landsleute. Im Frieden von Basel trennte sich die Eidgenossenschaft 1499 endgültig vom Deutschen Reich. Das Selbstbewußtsein der Republik, die in der Folge einige Jahre lang europäische Großmachtpolitik betrieb, kommt auch sprachlich zum Ausdruck: Ein Chronist der

Zeit berichtet, die Eidgenossen hätten 1510 beschlossen, allen ausländischen Herrschern nur noch in *guoter, eidgnossischer Sprach* zu schreiben. Der Stolz auf ihre eigene Sprachform, der den Schweizern bis heute geblieben ist, findet sich also schon früh. Die Eigenarten der schweizerischen Sprachform fielen auch in Deutschland auf: Luther nannte die Sprache des Zürcher Reformators Zwingli, mit dem er sich allerdings auch in theologischen Fragen stritt, ein "filziges, zotteliges Deutsch".

In der Folgezeit paßten sich jedoch die Eidgenossen in der Schrift immer mehr den Schreibgewohnheiten des Gemeindeutschen an, das auf der Grundlage von Luthers Bibelübersetzung zu einer Einheitssprache entwickelt wurde. Um 1700 gebrauchten alle Gebildeten im deutschen Sprachgebiet eine verhältnismäßig einheitliche Schriftsprache.

Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war das Nebeneinander von geschriebener Hochsprache und gesprochenem Dialekt in der Deutschschweiz praktisch problemlos, auch wenn die Durchsetzung des Neuhochdeutschen als Schriftsprache gelegentlich eine Gefahr für die Dialekte darstellte. In ihrem Eifer für eine reine, d.h. eine mundartfreie Schriftsprache bekämpften auch die Schweizer Sprachlehrer die Dialekte als minderwertige Sprachen. Diese Einschätzung der Mundarten als mangelhafte, unvollkommene Sprachen führte in Deutschland vielerorts zum Aussterben der Dialekte. Ein entscheidender Grund für die unterschiedliche Entwicklung liegt in der Tatsache, daß die neuhochdeutsche Einheitssprache in der Schweiz nur als Schriftsprache übernommen wurde, und keine Sprecher gewann.

Es brauchte einige Zeit, bis sich unter den Sprachwissenschaftlern und Pädagogen die Auffassung durchsetzte, daß Dialekte keineswegs minderwertige Sprachen sind, sondern gleichwertige Sprachformen, die in bestimmten Kommunikationssituationen ihre Aufgabe genau so gut erfüllen, wie die Hochsprache ihre Aufgabe in anderen Situationen erfüllt. Eine Konsequenz dieser Einsicht war für die Deutschschweiz die Forderung, der Gebildete müsse Hochsprache *und* Dialekt gleichermaßen beherrschen und rein und un-

vermischt sprechen können. Diese Forderung gilt heute noch, und sie bestimmt die Bildungsziele des Faches Deutsch zumindest an den höheren Schulen.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert fehlte es auch in der Schweiz nicht an Stimmen, die den Mundarten ein gleiches Schicksal prophezeiten wie denjenigen Deutschlands. Anzeichen für einen Niedergang der Dialekte waren vorhanden: So wurden zum Beispiel in den "besseren" Geschäften an der Zürcher Bahnhofstraße die Kunden grundsätzlich hochdeutsch angesprochen. In der Literatur aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gibt es Belege für den Gebrauch der Hochsprache in umgangssprachlichen Situationen, in denen heute nur Dialekt möglich wäre. Der Romanautor Friedrich Glauser läßt seinen Wachtmeister Studer im gleichnamigen Roman etwa bei einem scharfen Verhör ausdrücklich *schriftdeutsch sprechen*.

Für die Deutschschweiz blieb es jedoch bei einzelnen Anzeichen, die von besorgter Seite überbewertet wurden, und die Propheten des Untergangs hatten unrecht. Die Mundart machte im 20. Jahrhundert nicht nur keine Anstalten unterzugehen, sondern sie breitete sich in der mündlichen Kommunikation sogar auf Kosten der Hochsprache aus und drang in Geltungsbereiche vor, die vorher der Hochsprache vorbehalten gewesen waren. Diese Ausbreitung erfolgte in mehreren Schüben, die man gelegentlich Mundartwellen nennt.

In den ersten beiden Jahrzehnten dieses Jahrhunderts erwuchs den Mundarten Unterstützung von den Vertretern des sogenannten Heimatschutzgedankens, der sich in dieser Zeit entwickelte. Die Dialekte sollten wie Brauchtum und Volksgut gehegt und vor den Auswirkungen der Industrialisierung in Schutz genommen werden.

Die offenkundigen Sympathien vieler Deutschschweizer für die Sache Deutschlands während des Ersten Weltkriegs berührten das Verhältnis zwischen den beiden Sprachformen nicht, setzten aber den Frieden zwischen den Sprachgruppen einer großen Belastungsprobe aus, da die Westschweizer eher für Frankreich Partei ergriffen.

Eine wichtige Funktion fiel dem Schweizerdeutschen zur Zeit des Dritten Reichs zu: Dem Anspruch der Nationalsozialisten auf eine Vereinigung aller Deutschsprachigen in einem Großdeutschland widersetzte sich die Schweiz mit der sogenannten geistigen Landesverteidigung. Als Symbol für die kulturelle Identität der Deutschschweiz und als wichtiges Unterscheidungsmerkmal erfuhr der Dialekt eine starke Aufwertung. Auf dem Höhepunkt dieser Mundartwelle wurde sogar die Schaffung einer selbständigen alemannischen Schriftsprache verlangt. Dieser Vorschlag stieß allerdings auf einhellige Ablehnung. Zu gewichtig wären die Nachteile für die Deutschschweiz, wenn sie sich von der großen hochdeutschen Sprachgemeinschaft abkapseln würde, ganz abgesehen von der Zumutung, die ein solcher Schritt für die nichtdeutschsprachige Minderheit in der Schweiz darstellen würde.

Schweizerdeutsche Literatur

Mundartliteratur in der Schweiz gibt es erst, seit sich das Hochdeutsche als Schriftsprache durchgesetzt hat. Erst mit der Diglossie sehen sich die Schriftsteller vor die Frage gestellt, in welcher Sprachform sie ihre Werke verfassen sollten. Die große Mehrzahl der Deutschschweizer Autorinnen und Autoren schrieben und schreiben hochdeutsch, wobei im Hochdeutschen auch dann eine schweizerische Einfärbung erkennbar bleibt (zum Beispiel in der Satzstellung oder bei einzelnen typisch schweizerischen Wendungen oder Wörtern), wenn keine bewußte Anlehnung an die Mundart gesucht wird, wie dies beispielsweise Jeremias Gotthelf getan hat. Der Entscheid für die Mundart als Literatursprache bedeutet von Anfang an einen Verzicht auf ein großes Lesepublikum. Die mögliche Leserschaft beschränkt sich auf einen kleinen Kreis von Mundartliebhabern. Mundartschriftstellerinnen und -schriftsteller müssen auch meist der Würdigung durch die Literaturwissenschaft und die Literaturkritik entsagen, denn die Mundartliteratur führt ein bescheidenes Leben im Schatten der großen hochsprachlichen Literatur. Der Grund dafür ist klar und hat mit der literarischen Qualität der Dialektliteratur an sich nichts zu tun. Er ist in der begrenzten kommunikativen Reichweite der Sprachform Dialekt und vor allem in der ungewohnten schriftlichen Form zu suchen, welche dem Mundartschriftsteller die Anerkennung im hochsprachlichen Literaturbetrieb verwehrt. Wohl werden etwa die *Alemannischen Gedichte* (1806) von Johann Peter Hebel (1760-1826) in den Literaturgeschichten erwähnt, und es wird ihnen sogar hoher literarischer Wert bescheinigt; dies ist aber nur so, weil sich Hebel als Verfasser der in der Hochsprache geschriebenen Kalendergeschichten bereits einen Namen als Schriftsteller geschaffen hatte.

Trotz dieser Einschränkungen besteht in der Deutschschweiz seit 1800 eine reiche Tradition von Mundartliteratur. Allgemein läßt sich eine enge Bindung dieser älteren Mundartliteratur an die Heimat, in der sie entstanden ist, feststellen. Ihre Beschränkung auf

ländlich idyllische Themen hat das Bild dieser Literatur bis weit ins 20. Jahrhundert hinein geprägt. Auch wenn man mit dieser Etikettierung vielleicht nicht jedem Dialektschriftsteller gerecht wird, charakterisiert sie die Gattung als Ganzes recht zutreffend.

Um die Jahrhundertwende wurde der Mundartliteratur wie dem Dialekt überhaupt ein baldiges Ende vorausgesagt. Doch gerade in diese Zeit fällt die Bewältigung der großen epischen Form, des Romans, durch zwei Schriftsteller aus der dominierenden Literaturlandschaft der Deutschschweiz, dem Kanton Bern. Bernische Autoren bestimmten die ältere Mundartliteratur, und von Bern ging in den sechziger Jahren die Erneuerung der Dialektliteratur aus.

Die historischen Romane *Rudolf von Tavel* (1866–1934) sind zwar in ihrer Thematik an die Geschichte Berns gebunden, aber sie überwinden den Rahmen des Provinziellen. *Simon Gfeller* (1868–1943) wird als Emmentaler Bauerndichter mit Jeremias Gotthelf verglichen. Am unterschiedlichen Bekanntheitsgrad der beiden läßt sich ermesen, welche Einschränkung die Wahl der Mundart als Literatursprache mit sich brachte. Das Mundarttheater wurde durch die Dramen *Otto von Greyerz'* (1863–1940) aus der Enge der Liebhaberbühne befreit, und *C.A. Loosli* (1877–1959), der "Philosoph von Bümpliz" (Stadtteil von Bern), bewies mit seiner Lyrik, daß Dialektgedichte nicht nur der ländlichen Idylle verpflichtet sein müssen.

Auch andere Kantone haben Schriftsteller hervorgebracht, die aus der großen Zahl der Heimatschriftsteller herausragen. Für den Roman ist hier in erster Linie der Schaffhauser *Albert Bächtold* (1891–1981) zu nennen, dem es gelungen ist, "Welt" in seinem Werk darzustellen. Er hat jahrzehntelang im Ausland gelebt und fand den Stoff in seiner eigenen Lebensgeschichte. Im Roman *Pjotr Ivanowitsch* (1950) schildert er in Klettgauer Mundart seine Erfahrungen in Rußland zur Zeit des Ersten Weltkriegs und der russischen Revolution. Die Tragödie *Marie und Robert* (1916) des Aargauers *Paul Haller* (1882–1920) hat sich bis heute auf der Bühne gehalten. Die Lyriker *Meinrad Lienert* (1865–1933) aus dem Kanton Schwyz und *Josef Reinhart* (1875–1957) aus Solothurn erschlossen dem Mundart-

gedicht neue Gefühle und Formen, die von den Epigonen nicht mehr erreicht wurden. Doch ist auch das Weltbild ihrer Gedichte stark mit der Region, in der sie entstanden sind, verbunden, was sich am deutlichsten in der Sprache zeigt. Die gesamte ältere Mundartliteratur steht nämlich unter dem Einfluß eines konservativen Dialektverständnisses, welches nur alte, an die agrarische Lebensform gebundene Mundart für gute Mundart hält.

Führt man sich dieses Mundartverständnis vor Augen, so erstaunt es nicht, daß die Veröffentlichung von Gedichten in der wirklich gesprochenen Umgangssprache einer literarischen Revolution gleichkam. Sie ging vom Gedichtband *rosa loui* (1967) des Berner Pfarrers *Kurt Marti* (*1921) aus, der sein Werk im Untertitel "vierzgedicht ir bärner umgangssprach" nennt. Marti schreibt in einer Mundart, die von einem intellektuellen Berner der sechziger Jahre tatsächlich gedacht, gefühlt und gesprochen wurde, nicht in einer musealen Vorzeigemundart.

wo chiemte mer hi?
wo chiemte mer hi
wenn alli seite
wo chiemte mer hi
und niemer giengti
fur einisch z'luege
wohi dass me chiem
we me gieng

wo kämen wir hin?
wo kämen wir hin
wenn alle sagten
wo kämen wir hin
und niemand ginge
um einmal zu schauen
wohin man käme
wenn man ginge

Martis frühe Gedichte haben oft ihren Ausgangspunkt in einem Wortspiel oder im lautlichen Reiz, der von den klangvollen Formen des Berndeutschen ausgeht. Nicht zu übersehen ist ihr Zusammenhang mit einer internationalen Bewegung in der Literatur dieser Zeit: die Mundart im experimentellen Gedicht zu verwenden, wie etwa Jandl, Artmann und Achleitner dies getan haben.

Ihre große Popularität verdankt die moderne Mundartlyrik den Chansons von *Mani Matter* (1936–1972), der zum Begründer einer neuen Tradition von Mundartliedermachern wurde. Am Anfang übertrug er französische Chansons in seine Mundart, doch schon bald schrieb er eigene Texte zu eigenen Melodien.

Di strass won i drann wone

Die Straße, an der ich wohne

ir lüt, i wonen anere strass
und nid symbolisch meinen i das
i wonen anere strass, wi gseit
wo zum fridhof geit

*Ihr Leute, ich wohne an einer Straße
Und ich meine dies nicht symbolisch
ich wohne an einer Straße, wie gesagt,
Die zum Friedhof führt*

i cha vom fänschter us d'umzüg gseh
mit efeuchränz und bluembouquet
wen alben eine derhär chunnt da
mit de füess vora

*Ich kann vom Fenster aus die Umzüge
sehen
Mit Efeukränzen und Blumenbouquets
Wenn jeweils einer daherkommt
Mit den Füßen voraus*

en andere vilicht mahneti das
geng dra gly näm dr schryner scho ds
mass
ou ihm für ds tannige letschte chleid
und das tät ihm leid

*Einen anderen vielleicht erinnerte
dies
Immer daran, daß der Schreiner schon
bald auch
An ihm Maß nehmen wird für sein
letztes Kleid aus Tannenholz
Und das täte ihm leid*

ig aber findes schön das mys bett
vorlöufig no ke holztechel het
und das i geng no dr himel gseh
fröit mi drum descht meh

*Ich aber finde es schön, daß mein Bett
Vorläufig noch keinen Holzdeckel hat
Und daß ich immer noch den Himmel
sehe
Freut mich deshalb desto mehr*

die strass won i drann wonen isch
zwar
so dänken i e sackgass s'isch wahr
hingäge für mi und i gniesse das
no ke einbahnstrass

*Die Straße, an der ich wohne, ist zwar
zwar
So denke ich, eine Sackgasse, das ist
wahr,
Hingegen für mich, und ich genieße
das,
Noch keine Einbahnstraße*

Merkmale seiner Chansons ist ein Sprachwitz, den er bis zur absurden Komik treiben kann, gleichzeitig durchzieht eine tiefe Traurigkeit seine Lieder. Seit dem frühen Tod Mani Matters sind seine Chansons so bekannt geworden, daß man sie moderne Volkslieder nennen könnte, wenn der Begriff nicht so vorbelastet wäre. Eine vergleichbare Popularität hat keiner der vielen Deutschschweizer Liedermacher erreicht, die - keine spezifisch schweizerische Er-

scheinung - seit Beginn der siebziger Jahre die Kleintheaterszene beleben.

Wichtige Exponenten des Deutschschweizer Chansons sind der Schriftsteller *Franz Hohler* (*1943), der neben eigenen Liedern die am besten gelungenen Übertragungen englischer und französischer Songs und Chansons geschrieben hat (die Vorlagen stammen von Fats Waller, Frank Zappa, Bob Dylan u. a., die Übertragung des *Deserteurs* von Boris Vian bewies die Sprengkraft dieses Chansons unter gänzlich veränderten Bedingungen), und *Arnschd (Ernst) Born*, dessen Agitationslieder in der Alternativbewegung und bei den Atomkraftwerkgegnern große Verbreitung fanden, der heute aber kaum mehr in der Öffentlichkeit auftritt.

In der Schweizer Rockszene hat die Mundart die Hochsprache fast völlig verdrängt. So texten die meisten Bands entweder in Englisch oder in der umgangs- oder jugendsprachlichen Mundart. Das eine vermittelt dabei die weite Welt und das andere die Intimität und Unmittelbarkeit. Wiederum sind es Berner, die verschiedenen Bands von Polo Hofer (*1945) oder die Gruppe "Züri West", die einen Bekanntheitsgrad über die Schweizer Grenze hinaus erreichen.

Eine ganze Reihe von jüngeren Dramatikern schreibt Theaterstücke, Hörspiele, Fernsehspiele und Filmmanuskripte im Dialekt. Mit dem alten Mundarttheater oder gar dem Heimatfilm der vierziger und fünfziger Jahre haben diese modernen Stücke nichts zu tun. Ihre Sprache orientiert sich an der Umgangssprache in der Deutschschweiz, die Autoren haben eingesehen, daß diese die einzige Sprachform ist, in der ein Schweizer nicht nur modellhafte, sondern auch realistische Dialoge schreiben kann. Bekannte Vertreter dieses jüngeren Mundarttheaters sind *Hansjörg Schneider* (*1938) und *Urs Widmer* (*1938), beide einem größeren Publikum auch als Verfasser schriftdeutscher Romane bekannt.

Es fällt auf, daß die neuere Mundartliteratur vor allem Textformen pflegt, die sich mündlich verbreiten lassen. Romane werden kaum noch geschrieben, zu schwer fällt den Lesern die Entzifferung längerer Mundarttexte. Ausnahmen bilden *Fritz Widmers* (*1938)

Roman *Gluscht u Gnusch u Gwunger* (Lust und Durcheinander und Neugier, 1982), der bezeichnenderweise aus einer mündlichen Erzählsituation heraus geschrieben ist, die Werke *Martin Franks* (*1950), der mit neuen Formen der Rechtschreibung experimentiert, um sich einer möglichst realistischen Wiedergabe des inneren Gedankenstroms anzunähern (*ter fögi ische souhung* (Fögi ist ein Sauhund), 1979; *La mort de Chevrolet*, 1984) und die langen, rhythmisierten Monologe des Solothurners *Ernst Burren* (*1944), in denen sich die verdrängte Triebwelt des Kleinbürgers auf unheimliche Weise ausdrückt.

s vatergfüeu

das vatergefühl

mir hein is
ou mängisch überleit
öb mr no es ching wöui
s isch haut hüt nümme s gleiche

*wir haben uns
auch oft überlegt
ob wir noch ein kind wollten
es ist heute einfach nicht mehr das
gleiche*

wie früecher

wie früher

aber grad eismou
wo mr z obe
vor em färnseh ghocket si
und dr dracula
e mönsch bisse
und em s bluet usegsugget het

*aber einmal
als wir am abend
vor dem fernsehapparat saßen
und dracula
einen menschen biß
und ihm das blut aussaugte*

und dr patrick
het afo gränne
und ne de ha
i d arme gno
und ne ha tröschtet

*und patrick
zu weinen anfang
und ich ihn dann
in die arme nahm
und ihn tröstete*

han i dänkt
s isch haut
glich schön
vater zsi

*habe ich gedacht
es ist eben
doch schön
vater zu sein*

und z gschbüre
me isch für öpper do
wo eim brucht

*und zu spüre
man ist für jemanden da
der einen braucht*

Es soll zum Schluß nicht verschwiegen werden, daß es nicht an Stimmen fehlt, die sich kritisch zur jüngsten Mundartwelle in der Schweizer Literatur äußern. Sie richten sich zum einen gegen einen selbstzweckhaften Umgang mit dem urtümlichen Klang etwa des Berndeutschen, das allein deswegen außerhalb der Kantons Grenzen von vielen Menschen als exotisch und darum poetisch empfunden wird. Ein Gegner der Mundartliteratur nannte diesen Umgang mit dem Dialekt "zerebrales Alphornblasen". Zum andern werden Bedenken gegen die zwangsläufige Provinzialität mundartlicher Literatur vorgetragen. Hier überschneidet sich die Diskussion mit einer alten Frage der hochsprachlichen Schweizer Literatur, nämlich nach den Möglichkeiten, die ein Schweizer Schriftsteller hat, der vorgegebenen Enge seiner Heimat zu entgehen.

Literaturverzeichnis

- Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. Gesammelt auf Veranstaltung der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich unter Beihilfe aus allen Kreisen des Schweizervolks. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und der Kantone. Begonnen von FRIEDRICH STAUB und LUDWIG TOBLER und fortgesetzt unter der Leitung von ALBERT BACHMANN, OTTO GRÖGER, HANS WANNER, PETER DALCHER, PETER OTT (1881 ff.). Frauenfeld.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS). Begründet von HEINRICH BAUMGARTNER und RUDOLF HOTZENKÖCHERLE. In Zusammenarbeit mit KONRAD LOBECK, ROBERT SCHLÄPFER, RUDOLF TRÜB und unter Mitwirkung von PAUL ZINSLI herausgegeben von RUDOLF HOTZENKÖCHERLE (1962 ff.). Bern, ab Bd. VII Basel.
- Das Deutsch der Schweizer. Zur Sprach- und Literatursituation der Schweiz (1986). Hrsg. von HEINER LÖFFLER. Aarau, Frankfurt a. M., Salzburg (Reihe Sprachlandschaft 4).
- BAUR, ARTHUR (1983): Was ist eigentlich Schweizerdeutsch? Winterthur.
- FRINGELI, DIETER (1991): Agonie und neue Blüte. Die Mundartliteratur im Wandel. In: Geschichte der deutschsprachigen Schweizer Literatur im 20. Jahrhundert. Hrsg. von einem Autorenkollektiv unter der Leitung von Klaus Pezold. Berlin, S. 296–309.
- HAAS, WALTER (1982): Die deutschsprachige Schweiz. In: Die vier-sprachige Schweiz. Hrsg. von Robert Schläpfer. Zürich, Köln, S. 71–160.
- HAAS, WALTER (1988): Schweiz. In: Soziolinguistik. Bd. 2. Hrsg. von ULRICH AMMON, NORBERT DITTMAR UND KLAUS J. MATTHEIER. Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 3. 2), S. 1365–1383.
- HÄCKI BUHOFFER, ANNELIES; BURGER, HARALD; SCHNEIDER, HANSJAKOB und STUDER, THOMAS (1994): Früher Hochspracherwerb in der deutschen Schweiz: Der weitgehend ungesteuerte Erwerb durch sechs- bis achtjährige Deutschschweizer Kinder. In: Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Hrsg. von HARALD BURGER und ANNELIES HÄCKI BUHOFFER. Bern, Berlin, Frankfurt a. M., New York (Zürcher Germanistische Studien 38), S. 147–198.

- HOTZENKÖCHERLE, RUDOLF (1984): Die Sprachlandschaften der Schweiz. Hrsg. von NIKLAUS BIGLER und ROBERT SCHLÄPFER unter Mitarbeit von ROLF BÖRLIN. Aarau, Frankfurt a. M., Salzburg (Reihe Sprachlandschaft 1).
- LÖTSCHER, ANDREAS (1983): Schweizerdeutsch. Geschichte, Dialekte, Gebrauch. Frauenfeld, Stuttgart.
- MEYER, KURT (1989): Wie sagt man in der Schweiz? Wörterbuch der schweizerischen Besonderheiten. Mannheim, Wien, Zürich (Duden Taschenbücher 22).
- RAMSEIER, MARKUS (1988): Mundart und Standardsprache im Radio der deutschen und rätoromanischen Schweiz. Aarau (Reihe Sprachlandschaft 6).
- RÜEGGER, BEAT; SCHLÄPFER, ROBERT und STOLZ, FRITZ (1996): Mundart und Standardsprache im reformierten Gottesdienst. Eine Zürcher Untersuchung. Aarau, Frankfurt a. M., Salzburg (Reihe Sprachlandschaft 18).
- SCHENKER, WALTER (1972): Das Verhältnis des Deutschschweizers zum Hochdeutschen. In: Schweizer Monatshefte 51, S. 886–893.
- SCHLÄPFER, ROBERT; GUTZWILLER, JÜRIG und SCHMID, BEAT (1991): Das Spannungsfeld zwischen Mundart und Standardsprache in der deutschen Schweiz. Spracheinstellungen junger Deutsch- und Welschschweizer. Aarau, Frankfurt a. M. (Wissenschaftliche Reihe der Pädagogischen Rekrutenprüfung 12).
- SCHWARZENBACH, RUDOLF (1969): Die Stellung der Mundart in der deutschsprachigen Schweiz. Studien zum Sprachbrauch der Gegenwart. Frauenfeld (Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung XVII).
- SIEBER, PETER und SITTA, HORST (1986): Mundart und Standardsprache als Problem der Schule. Aarau, Frankfurt am Main, Salzburg (Reihe Sprachlandschaft 3).
- SIEBER, PETER und SITTA, HORST (1994): Zur Rolle der Schule beim Aufbau von Einstellungen zu Dialekt und Standardsprache. In: Spracherwerb im Spannungsfeld von Dialekt und Hochsprache. Hrsg. von HARALD BURGER und ANNELIES HÄCKI BUHOFFER. Bern, Berlin, Frankfurt a. M., New York (Zürcher Germanistische Studien 38), S. 199–213.
- SONDEREGGER, STEFAN (1985): Die Entwicklung des Verhältnisses von Standardsprache und Mundarten in der deutschen Schweiz. In: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. Zweiter Halbband. Hrsg. von WERNER BESCH, OSKAR REICHMANN und STEFAN SONDEREGGER.

Berlin, New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikations-
forschung 2. 2), S. 1873–1939.